# *Otto Julius Bierbaum zur Gedachtnis*

Otto Julius Bierbaum

3433
.25
.842

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

# Otto Julius Bierbaum zum Gedächtnis

# Otto Julius Bierbaum
# zum Gedächtnis

1 · 9 · 1 · 2

Georg Müller Verlag München

Copyright by Georg Müller in München

Digitized by Google

# Vorwort

Im März 1910 richteten wir an alle Persönlichkeiten, die wir als Bekannte Bierbaums in Erfahrung bringen konnten, das folgende Schreiben:

Euer Hochwohlgeboren

möchten wir hierdurch einladen, an dem Buche „In memoriam Otto Julius Bierbaum" mitzuarbeiten, das bei Georg Müller in München erscheinen wird. Man hat in Zeitungen und Zeitschriften so viele verlegene und ausweichende Worte gesprochen, so viel schnell geprägte, durch Tagesmoden und durch Cliquen in Kurs gebrachte Urteile, die man beim Tode Bierbaums endlich hätte einziehen sollen, neu ausgegeben, ja, man hat dem Dichter so viele Verunglimpfungen und Entstellungen seines Charakters, seiner Leistungen und seines Strebens unmittelbar ins Grab nachgerufen, daß es als eine Ehrenpflicht der Pietät und Gerechtigkeit erscheint, in einem Gedächtniswerke Aufzeichnungen solcher Männer und Frauen zu sammeln, die dem Verstorbenen näher getreten sind oder doch in kürzerem oder längerem persönlichen Verkehr bemerkenswerte Eindrücke von ihm emp-

541046

3433 .25 842

fangen haben. Auch wenn dieſe Beziehungen ſchon längſt der Vergangenheit angehören und durch Schickſale, Umſtände oder perſönliche Divergenzen irgendwelcher Art ein Ende nahmen, wird ihre vorurteilsfreie Darſtellung als ein authentiſches Zeugnis für unſern Zweck von Wichtigkeit ſein. Selbſtverſtändlich denken wir uns dieſe Gedächtnisblätter durchaus als perſönliche Erinnerungen, die in erſter Linie den Menſchen Bierbaum zeigen und gelegentlich auch einen heiteren Charakter tragen, und nicht als literariſche Würdigungen und Abſchätzungen. Wir bitten Euer Hochwohlgeboren, den Beitrag, der in knapper Form gehalten ſein müßte, damit das Buch nicht zu umfangreich wird, ſo bald wie irgend möglich zu ſenden und uns einſtweilen ſogleich mitzuteilen, ob und bis wann wir auf ihn rechnen dürfen. Als äußerſten Einſendungstermin müſſen wir den 15. Mai feſtſetzen. Wir ſagen für die gütige Erfüllung unſerer Bitte Euer Hochwohlgeboren ſchon jetzt unſern beſten Dank, auch im Namen des Herrn Verlegers, Georg Müller, an deſſen Adreſſe, München, Joſephplatz 7, wir Zuſchriften und Manuſkripte zu richten bitten. Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenſt

Michael Georg Conrad. Anna Croiſſant-Ruſt. Hans Brandenburg.

In einer Nachschrift schlossen wir noch die Bitte an, Photographien Bierbaums beizufügen.

Der anspruchslose Kranz der Erinnerungsblätter, den wir auf das frische Grab legen wollten, flocht sich aber leider sehr langsam. Viele Antworten blieben aus, Einsendungen verzögerten sich, Wiederholungen unserer Bitte waren notwendig und somit eine langwierige Korrespondenz sowohl wie öftere Hinausschiebung des Redaktionsschlusses, Zusagen und Versprechungen wurden nicht gehalten, und unter denen, die uns im Stiche ließen, befanden sich solche, welche am meisten hätten sagen können, oder auf welche wir am sichersten rechnen zu dürfen glaubten, da sie, wie wir wußten, Bierbaum verpflichtet waren. Um so herzlicher sei hiermit allen gedankt, die einen Beitrag sandten und es uns trotz der vielen Hindernisse ermöglichten, ein Buch zusammenzustellen, worin die Persönlichkeit, der es gewidmet ist, frisch und greifbar, in lebendigen Zeugnissen, vor uns steht, ein Buch, wie man es dem Andenken jedes bedeutenden Mannes wünschen möchte, da es wesentliche und dennoch leicht vergessene Züge eines bemerkenswerten Charakterbildes auf die Nachwelt bringt.

Zum Schlusse mag die kleine Ansprache hier Platz finden, die ich am 1. Februar dieses Jahres bei der Enthüllung von Bierbaums Grabstein auf dem Münchener Waldfriedhof vor einem Kreise seiner Freunde und

Verehrer hielt. Denn ſie verdeutlicht am beſten die Geſinnungen, denen das vorliegende Werk ſeine Entſtehung verdankt.

Michael Georg Conrad, der augenblicklich fern von München iſt und den ich bat, uns einige Worte zum heutigen Tage zu ſchicken, ſchrieb mir: „Ich bitte Dich, meinem Schmerz Worte zu leihen, daß es mir durch die Strenge meiner Wiesbadener Kur verſagt iſt, perſönlich am Grabe unſeres unvergeßlichen Otto Julius Bierbaum zu erſcheinen und im Kreiſe ſeiner Verehrer und Freunde meiner unauslöſchlichen Liebe und Bewunderung für unſern teuren Dichter Ausdruck zu geben. Bitte tue Du es an meiner Statt. Bekenne frei die große heilige Liebe und Treue, die wir zu dieſem herrlichen deutſchen Sänger im Herzen tragen. Weiſe aufs neue auf die ſtarken Seiten ſeines Geiſtes und Charakters hin, die ſo gern über den fröhlichen, ſchönheitstrunkenen Zügen ſeines Bildes vergeſſen werden. Das Denkmal, das heute geweiht wird, gelte nicht bloß dem Sänger veredelten freien Lebens und Genießens, ſondern auch dem Kämpfer für ein adeliges, ſich ſelbſt beſtimmendes Menſchen- und Volkstum, frei von den Feſſeln ſtupider Reaktion und nichtswürdiger Geiſtesknechtung. Otto Julius iſt heute ſeinem Vaterlande doppelt teuer um ſeines unerſchrokkenen Kämpferſinnes willen, der ihn zu

einem der vornehmſten Bahnbrecher werden ließ für eine ſchönere freiere Zukunft unſeres deutſchen Volkes. Möge Bierbaums Geiſt dem wahren Deutſchtum immer neue Kämpfer und Freunde erwecken helfen, damit ſein Andenken geſegnet bleibe."

Wenn ich dieſen Worten unſeres allverehrten Michael Georg Conrad noch meine eigenen folgen laſſe, ſo tue ich es nur deshalb, weil nichts ſo ſehr für das lebendige Gedächtnis Otto Julius Bierbaums ſpricht, als daß ſich die beiden Generationen, zwiſchen denen er ſelbſt ſeinen Jahren nach ſtand, die alte und die junge, mit gleicher Dankbarkeit und Treue an ſeinem Grabe vereinigen. Wir bedürfen nicht der von ihm ſo gehaßten feierlichen Poſe, um ſein Andenken zu ehren. Die ſchlichte und ungerufene Feierlichkeit, die uns alle — ſeine Gattin, ſeine Freunde, ſeine Verehrer — in dieſem Augenblicke erfüllt, wo wir an ſeinem Grabe und Gedenkſtein im ſtillen, verſchneiten Winterwalde ſtehen, iſt nur eine Steigerung der Gefühle, die wir ihm ſtets bewahrt haben und bewahren werden. Und ſo ſoll uns die natürliche Weihe der Stunde nicht zu einer Apotheoſe ſeiner Perſönlichkeit dienen, ſondern einzig zu einem Bekenntnis unſerer unwandelbaren Liebe. Das Vermächtnis ſeiner Schriften, das er uns hinterlaſſen hat, wollen

wir in Ehren halten. Aber wir fürchten uns nicht, wenn es der Kritik ausgesetzt ist, denn es kann sie vertragen, und das Umstrittene ist niemals tot. Das letzte Wort über ihn ist noch lange nicht gesprochen, und wir am wenigsten maßen uns an, es sprechen zu wollen. Wir wollen uns nur der reinen Freude hingeben, daß wir in ihm einen Menschen und Künstler hatten und haben, dessen Fehler und Schwächen, die ihm, wie uns allen, anhafteten, seinen innersten Wert niemals anfraßen und seinen freien, frohen Blick niemals trübten, der die Welt ohne Scheuleder sah und ohne Vorurteile und Dogmen gestaltete, der, frei von jeder Verstiegenheit und seiner eigenen Grenzen stets bewußt, doch alle seine Kräfte gleichzeitig rührte und nie in Spezialisten- oder Virtuosentum und Einseitigkeit erstarrte, denn sein Inneres wurde bewegt von der ganzen Fülle einer reich bewegten Zeit. Er war nicht der Klingklang-Sänger, für den ihn die meisten halten, auch nicht der im Irrgarten der Liebe umhertaumelnde Kavalier, für den er sich selbst in seiner echten Künstlerfreude an Hüllen und Masken ausgab, er war überhaupt nichts von dem, worauf ihn irgendeine Formel, und sei es die verblüffendste, festnageln möchte. Seinen klugen, klaren Geist beschäftigten alle brennenden Kulturfragen, er war unerschöpflich an An-

regungen und Ideen und ſtreute ſie jederzeit mit vollen Händen aus. Der Charme ſeines Weſens war aus ſchweren und leichten, beſchaulichen und beweglichen Elementen merkwürdig gemiſcht, und in ſeinen Schriften ſpiegelt ſich ſein reiches Menſchentum und ſein erſtaunlich vielſeitiges Talent wie in bunten Facetten. Das Leben hat ihm keinen Schmerz und keine traurige Enttäuſchung erſpart, aber er hat ſich niemals verbittern laſſen und blieb bis zu ſeiner Todeskrankheit als ein heiter-tätiger Erdengaſt mit dem Würdigſten beſchäftigt. Für das, was er in ſelbſtloſer Begeiſterungsfähigkeit an anderen tat, hat er meiſt Undank geerntet, und Klatſch und Verleumdung entſtellten ſein Bild, indem ſie auf irgendeinen kleinen menſchlich-allzumenſchlichen Fleck hämiſch hinwieſen oder ſeine naive Skrupelloſigkeit gehäſſig mißdeuteten. Um ſo mehr wollen wir, die wir hier verſammelt ſind, ſein Bild gegen weitere Entſtellungen ſchützen, und ich, als Vertreter der jungen Generation, der ich an der Herausgabe ſeiner Werke mitbeſchäftigt bin, darf dieſes Verſprechen wohl gleichzeitig im Namen derjenigen deutſchen Jugend ablegen, die noch nicht, durch Schlagworte geblendet, einem literariſch-äſthetenhaften oder bürgerlichen Philiſtertum zutreibt. Daß ich das eine weiß, wie ſich Otto Julius freuen würde, wenn er ſein

Andenken durch den Mund der Jugend verkündigen hörte, das hat mir ein Recht zur Rede gegeben. Sie sollte ohne Trauer und Klage sein, denn diese ziemen sich nicht an dem Grabe eines so lebensvollen Mannes. Wohl wird vor dem Stein, der über den wenigen Erdenresten steht, die tiefe, unlösbare Frage wach, in welcher Form und in welcher Sphäre des Weltalls der ruhelos tätige Geist Otto Julius Bierbaums fortzeugend weiterlebt. Aber er, der nicht nur den Wert der Tiefen, sondern auch den der Oberflächen kannte, verlegt die Möglichkeit einer mutigen Antwort in das Diesseits und lehrt uns in seinem „Zeitlied“:

Die Träumer und Propheten,
Die raten und die reden
Viel von der Ewigkeit.
Wohlan, wers kann, der fliege!
Wir steigen auf der Stiege
Bescheiden, stufenweise; so dienen wir
der Zeit.

Wir bleiben auf der Erden,
Hier gilt es reif zu werden
In Kraft und Fröhlichkeit.
Das ist des Lebens Segen:
Im Lichte sich zu regen;
Wir messen unsre Kräfte am Kraftmaß
unsrer Zeit.

Sie gibt uns viel, wir geben
Ihr unſer ganzes Leben
In Kindesdankbarkeit;
Das Erbe gilts zu mehren,
Daß wir mit ihr in Ehren
Vor uns beſtehen können, froh einer reichen Zeit.

Schön ſoll ſie ſein, und Stärke
Das Merkmal ihrer Werke;
Der Kraft ſei ſie geweiht,
Die Seele, Geiſt und Triebe
Umfaßt mit gleicher Liebe,
Daß wir mit Stolz bekennen: wir dienen dieſer Zeit.

Paſing bei München, Februar 1912

Hans Brandenburg

# Inhalt


| | Seite |
|---|---|
| Mutter Bierbaum, Berlin | 1 |
| Schriftsteller Kurt Martens, München | 13 |
| Schriftsteller Dr. M. G. Conrad, München | 16 |
| K. Hofschauspieler Alois Wohlmuth, München | 35 |
| Maler Wladimir Schereschewsky, Venedig-Stra | 38 |
| Schriftstellerin Anna Croissant-Rust, Pasing | 39 |
| Direktor Hermann Croissant, Pasing | 62 |
| Prof. Franz v. Stuck, München | 71 |
| Sanitätsrat Dr. Karl Gerster, Braunfels | 72 |
| Maler Hermann Eichfeld, München | 83 |
| Maler Hermann Haack, Jena | 86 |
| Malerin Agnes Rust, München | 90 |
| Schriftsteller Ernst v. Wolzogen, Darmstadt | 93 |
| Justizrat Max Bernstein, München | 116 |
| Professor Hans Thoma, Karlsruhe | 117 |
| Schriftstellerin Hedwig Lachmann, Hermsdorf i. d. M. | 124 |
| Schriftsteller Paul Scheerbart, Groß-Lichterfelde | 126 |
| Dr. Karl Friedrich Babcradt | 127 |
| Frau Lisette Stremel, Pasing | 134 |
| Maler M. A. Stremel, Pasing | 136 |
| Schriftsteller Hermann Bahr, Wien | 138 |
| Dr. med. Arno Krüche, München | 141 |
| Schriftsteller Dr. Hugo Salus, Prag | 155 |
| Prof. Dr. Jos. Aug. Beringer, Mannheim | 157 |
| Ex. Generaloberst Oscar v. Chelius, Charlottenburg | 167 |
| Generalmusikdirektor Max Schillings, Stuttgart | 168 |
| Schriftsteller Gerhard Duckama Knoop, München | 170 |

Seite

Verlagsbuchhändler Georg Müller, München . 173
Schriftsteller Ludwig Finckh, Gaienhofen . . . 185
Schriftsteller Karl Heckel, Mannheim . . . . 187
Bankdirektor Josef Kinkel, Mannheim . . . . 192
Schriftsteller Thomas Mann, München . . . 200
Verlagsbuchhändler Hans von Weber, München 203
Schriftsteller Richard Elchinger, München . . . 208
Schriftsteller Hans Brandenburg, Pasing . . . 216
Dr. Artur Landsberger, Berlin . . . . . 243
Redakteur Gustav Werner Peters, Mannheim . 247
Professor Carl Schüddekopf, Weimar . . . . 255
Schriftsteller Fritz Droop, Danzig . . . . . 258
Verlagsbuchhändl. Heinrich Franz Bachmair, Berlin 265

# Von ſeiner Mutter

Mein Sohn Otto Julius hat oft in ſeiner Biographie über ſeine Kinderjahre geſchrieben, was ihm erinnerlich war, hat aber die Sache immer anders hingeſtellt, als ſie in Wirklichkeit war. Ich könnte, wenn es nicht allzuviel Raum wegnähme, von ſeinem erſten Lebensjahre an ſchreiben, fange aber vom zweiten an. Wie er ſchon ſelbſt oft bemerkte, mußte er alles genau ſehen und ſagte immer, das muß enwei (entzwei). Zu ſeinem zweiten Geburtstage bekam er von ſeinem Onkel Julius eine Porzellanuhr mit Kette, ein paar Tage trug er ſie ſtolz, wenn er mit ſeiner Nanne, ſeiner Wärterin ausging. Da wir nun Hammer und Beil und alles verſtecken mußten, ließ ihm ſein Vater ein Beil aus Holz machen und dieſes vorn ſchwarz anſtreichen, er merkte die Täuſchung aber ſehr bald. Eines Tages war er verſchwunden, fort konnte er nicht ſein, da das Tor zu ſchwer für ihn zu öffnen war. Es wurde der ganze Garten durchſucht, und man fand ihn ſchlafend unter einem Strauch, vor ihm lag die Uhr und das Beil, als er erwachte, rief er: „Sie iſt enwei.“

Nun kam unſer Fortzug von Grüneberg

nach Leipzig. Als wir in Sorau auf dem Bahnhof ankamen und der Zug wieder fortfuhr, schrie Julius ganz laut: „Ich will wieder mitfahren, nimm mich mit.“ In Leipzig ging für ihn ein anderes Leben an, und oft weinte er nach seiner alten Nanne; hier sang ihm niemand mehr sein Lieblingslied „Suse liebe Ninne usw.“, und es kam oft vor, daß ihm sein Vater, war es auch noch so spät in der Nacht, ein anderes Lied, was er sehr liebte, vorsingen mußte, damit er nur einschlief: Große Uhren gehen tik-tak, kleine Uhren gehen tike-take, tike-take, Taschenuhren gehen tike-take, tike-take, tik. Da er nun ganz allein war und sich meist in der Küche oder im Gastzimmer aufhalten mußte, gaben wir ihn in eine Spielschule, wohin ihn unser Kellnerbursche hinbrachte, bei schlechtem Wetter mußte er mit ihm Huckepack machen. Als er 4 oder 5 Jahre alt war, half er schon gern, d. h. er machte Besorgungen, holte was ich ihm aufschrieb, und täglich wanderte er mit einer Botanisiertrommel auf die Post und holte die Zeitung; bei dieser Gelegenheit führte er auch die Reitergeschichte auf dem Löwen aus, welche schon oft von ihm selbst erzählt ist.*) In der

*) In der Jubiläumsausgabe des Leipziger Universitäts-Kalenders (Verlag Gustav Fock in Leipzig) schreibt Bierbaum in seinen „Leipziger Erinnerungen“:

„Meine frühesten Erinnerungen an Leipzig sind gußeiserner (oder bronzener?) und monumentaler Natur. Heute noch kann man auf dem Naschmarkt die beiden

Zeit war es auch, wo er von ſeinem Vater das erſtemal tüchtige Haue kriegte. Und das war ſo: Er trug einen Brief in den Kaſten, ſein Vater ſah ihm nach, ob er ihn auch richtig beſorgte, er ſah, daß ihm ein Herr behilflich war. Auf die Frage: Haſt du den Brief beſorgt, auch allein? ſagte der Junge „ja", da gab es ſolche Wichſe, daß ich ihn meinem Mann, obwohl er Recht zum Strafen hatte, wegnahm. Julius hat nie wieder gelogen. So hatte er einmal eine Mark von mir bekommen, um Würſtchen zu holen, er bekam aber keine; als ich ihn nach der Mark fragte, lief er davon, ich dachte, er hätte ſie verloren; da kommt er zurück mit einem ganz roten Geſicht und ſagt: „Denke dir, Mama, ich hatte das Geld auf einen Budentiſch gelegt (es war gerade Meſſe und Abend), weil ich mal was machen mußte, und hatte vergeſſen, es wieder wegzunehmen, und denke dir, ich habe ſie

Löwen ſehen, an die ſie ſich knüpfen. Auf dieſen Löwen nämlich pflegte ich zu reiten, als ich der erſten Hoſen für würdig befunden war. Das war ſo gegen 1870. Damals trugen die Leipziger Polizeier noch Stöcke aus ſpaniſchem Rohr mit einem, wenn ich nicht irre, beinernen Knauf. Ich kann mich an den Knauf nicht ſo deutlich erinnern wie an das ſpaniſche Rohr, denn von dieſem wurden meine erſten Hoſen geklopft, wenn ich ſie als Reithoſen auf ſtädtiſchen Monumenten mißbrauchte.

Mein Vater hatte damals eine Wirtſchaft inne, die ſich in der damaligen Nr. 4 der Grimmaiſchen Straße befand: genau gegenüber dieſen verlockenden Löwen."

aber wiedergefunden, sie lag noch dort, ich habe wirklich nicht gelogen, nun haut mich Papa nicht." Nun kam die Zeit, wo er zur Schule mußte. Das war nun schlimm für ihn, wir hatten eine Wohnung, die eigentlich keine war, neben dem Gastzimmer nur ein kleiner Raum zum Schlafen, und der Junge hatte keinen rechten Platz, wo er sein erstes Abc lernen konnte. In dieser Wohnung hat er auch einmal in der Kriegszeit 1870-71 zwischen zwei pommerschen Landwehrleuten, welche in unseren Betten als Einquartierung schlafen mußten, gelegen, da wir für ihn keinen anderen Raum hatten.

Zur Schule ging er sehr gern, seinen Lehrer, Herrn Weber, liebte er so, daß er einmal, als der Kellner um ihn zu necken sagte: „Ach geh, dein Schulmeister ist ja dumm," seine Tasse nahm und ihm nachwarf, er bekam keine Haue, aber auch keine neue Tasse. Nun kam das erste Examen, wo Julius mit der 1 nach Hause kam. Im Examen wurde die Frage gestellt, was muß der Mensch getan haben, ehe das Korn Brot wird. Julius antwortete zwar zuletzt, doch mit Ueberlegung. Vor ihm hatten die Knaben gesagt: Es muß gesät werden, gedroschen, gemahlen, gebacken usw., der Lehrer war nicht zufrieden damit. Julius sagte: „Da muß er gearbeitet haben." Der Lehrer klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „Recht so!" Julius wurde ganz rot und verlegen. Nach ein paar Tagen kam der genannte Lehrer zu uns und gab uns den

Bierbaums Vater

Rat, den aufgeweckten Jungen in eine Familie zu geben, wo seine Schularbeiten überwacht würden. Das war ein großer Schmerz für uns beide, uns von unserm Sonnenschein zu trennen, denn das war er in jeder Richtung. Es war keinesfalls, wie Julius in seinen Beschreibungen so oft schildert, daß er von zu Hause fort mußte, weil er so schwer zu ziehen gewesen sei, sondern es lag an den Verhältnissen unseres Berufes und unserer beschränkten Wohnung.

Ihn in Leipzig wohin zu geben, wäre zwecklos gewesen, da er dann wohl immer zu uns gekommen wäre, und so wurde Familienrat mit meinem Bruder, Kammermusikus Siegert, Dresden, gehalten. Durch dessen Hilfe kam er zu Familie Schütz und in eine Privatschule (Mutter Schütz ist in seinem Pankrazius Graunzer oft genannt). Dort ging es ihm sehr gut, sie liebten ihn wie ihr eignes Kind und wir konnten ganz ohne Sorge sein. In den Ferien kam er mit seiner Großmutter Siegert, die er sehr liebte, nach Hause. Da waren nun die Herren Studenten (Germanen), die ihn sehr liebten, und die er auch sehr gern hatte. Sie gaben ihm den Namen Bierzweig und schenkten ihm einmal einen Hund, den er über alles liebte. Als er acht Jahre alt war, war die Privatschule nicht mehr genügend und es kam wieder die Sorge — wohin. Durch die Vermittelung meines Bruders wurde er in das Freimaurer-Institut aufgenommen,

das war für Julius ein sehr ernster Abschnitt, denn das Familienleben fehlte dort vollständig, die Erziehung war eine rein militärische, und er konnte sich sehr schwer einleben. Durch die Abhärtung war er öfter krank, er schrieb meist: „Wenn ich mit euch reden wollte, könnte ich es doch nicht, denn ich bin schon wieder heiser.“ Ueber das Leben im Institut hat er zu uns selten geklagt. Ernste, aber gutgemeinte Ermahnungen von seiten seines Vaters und unsere Liebe zu ihm, ließen die Klagen nicht aufkommen. Die großen Ferien verlebte er in der Familie seines Vaters in Freistadt in Schlesien bei seinem Onkel Gustav, welcher Konditor war, oder auf einem Gute in Condop bei Onkel Karl, welcher dort Inspektor war. In Freistadt gab es einen Vetter und Kameraden gleichen Alters, Robert Bierbaum (jetziger Pastor Primarius in Niederschlesien). Mit diesem ging er nun oft zu Onkel Karl nach Condop, wo auch wieder ein Sohn gleichen Alters war. Da gab es allerdings Freuden, die man in der Stadt nicht kennt und nicht haben kann. Schwer trennte er sich von dort. Die kleinen Ferien war er bei uns. Die freien Sonntage verbrachte er in der Familie Siegert, wo er stets mit Freude von den vielen Cousinen erwartet wurde. Für Tante Selma hatte er eine schwärmerische Neigung, sie gefiel ihm außerordentlich, sie war sehr schön und gut zu ihm, sie packte ihm auch immer etwas zum Mitnehmen ein.

Seines Hundes und einer Katze, die wir hatten, gedachte er in jedem Briefe. Groß, ſehr groß war ſeine Freude, als er eines Tages die Nachricht erhielt, daß er ein Brüderchen bekommen habe. Er ſchrieb ſofort: Der kleine Bruder muß Richard heißen, wie Herr Arneſt, der mir die Stulpenſtiefel geſchenkt hat; ſein Wunſch wurde ihm erfüllt. Nach einem Jahr mußte ihm wieder die Meldung von der Ankunft eines Brüderchens gemacht werden, prompt kam wieder eine Karte: Das Brüderchen ſoll Wilhelm heißen, wie der Kaiſer. Auch das iſt geſchehen, es iſt aber ſpäter, vom Brüderchen ſelbſt, aus dem Wilhelm ein Willi geworden. Nun waren die Ferien eine doppelt ſchöne Zeit für ihn, trotz des Altersunterſchiedes beſchäftigte er ſich ſehr viel und gern mit ſeinen Geſchwiſtern.

Seine Konfirmation wurde in Dresden-Friedrichſtadt vollzogen. Nun kam er heim nach Leipzig, um hier aufs Gymnaſium zu gehen, bald hatte er aber den Wunſch, nach Wurzen zu gehen, weil ſein ſchon damaliger Freund Georg Winkler auch dahin ging. Aus der Gymnaſiaſtenzeit konnte ſein Freund Winkler vieles erzählen. Nur einiges will ich aufführen. Als er Tanzſtunde genommen und ſein erſter Ball war, hatte er verſchiedene Wünſche, unter anderem auch, daß ich mit zum Ball kommen ſollte. Ich erfüllte ihm die Bitte, und ſo kam es, daß Mutter und Sohn beim erſten Walzer das Vergnü-

gen hatten — hinzufallen, natürlich zum großen Hallo der anderen Gymnasiasten. Nun gingen die Jahre ruhig hin. Einmal wollte ich ihn besuchen, traf ihn aber nicht an, nach vielem Hin- und Herfragen sagte mir seine Wirtin, daß er Karzer habe, schon das Wort war mir häßlich, denn ich stellte mir etwas wie Kerker vor. Da kam sein Freund Winkler, der sagte: „Ach, das ist weiter gar nischt", und er ging mit mir zu ihm, ich konnte nur durchs Schlüsselloch mit ihm sprechen. Wieder gingen Jahre dahin, und als er wieder einmal aus den Ferien nach Wurzen fuhr, kam nach seiner Ankunft dort das Telegramm: „Ich bin geschaßt." Das war uns ganz unerklärlich; ich reiste sofort nach dort, konnte aber nichts weiter erreichen, als daß ich ihn mit nach Leipzig nahm. Da gab es freilich sehr ernste Vorwürfe von seiten seines Vaters, denn man nahm natürlich einen triftigen Grund an. Nun ging er nach Zeitz, von dort erwirkte er durch ein eigenes Gesuch an die hohe Schulbehörde in Dresden die Wiederaufnahme auf das Wurzner Gymnasium. Wie er nun mit allen seinen Wünschen sich immer an mich wandte, weil er wußte, daß ich durch die Fürsprache bei Vater alles eher erreichte, so kam er auch an seinem Abiturienten-Examen mit der Bitte an mich, falls sie das Examen bestehen sollten, sein Freund Winkler, Rössel und er, ich sie alle drei photographieren lassen möchte. Wir machten denn auch aus, daß er im

Bierbaums Mutter

günſtigen Falle nur: „Photographie“ telegraphieren ſolle. Das Telegramm iſt gekommen, und ſie ſind alle drei auf einem Bilde.

Nun kam ſein Soldatenjahr, welches ohne jedweden Zwiſchenfall vorüberging. Dann ging das Studium an; er ſtudierte in Leipzig, Berlin und Zürich, Vater wollte den Wechſel nicht, er wollte ihn immer in Leipzig haben. In dieſer Zeit kam es auch, daß er einmal einige Tage nicht zu Tiſch kam, wir wußten keinen Grund. Sein Freund Winkler ſagte, er habe einen gehörigen Schnupfen. (Julius wohnte nicht bei uns, weil wir eine andere Verbindung im Hauſe hatten.) Sein Vater hatte aber eine beſtimmte Ahnung und ging zu ihm, er fand ihn auch wirklich mit einem verbundenen Kopfe; er war alſo zu einer Menſur geweſen, ich war außer mir darüber, doch ſein Vater ſagte: „Ach Mutter, das verſtehſt du nicht.“ Aber ich war doch ſehr ärgerlich, wurde jedoch ruhig, als man nichts in ſeinem hübſchen Geſicht ſah; denn er war wirklich ein hübſcher Junge.

Von Zürich aus, wo es ihm ſehr gefallen hatte, ging er nach Berlin in das orientaliſche Seminar, um Japaniſch zu lernen. Er überraſchte uns eines Tages mit ſeinen zwei japaniſchen Lehrern, er hatte die Abſicht nach Japan an das Konſulat zu gehen. Es trat aber eine ſehr traurige Zeit für uns alle ein, es kam zu dieſer Zeit der Zuſammenbruch unſeres Geſchäftes, Julius mußte ſein Studium

aufgeben, denn er stand mit einem Schlage ohne jede Hilfe von uns da. Er hat in dieser Zeit nie geklagt, sondern war immer nur um uns besorgt. Damals fing er an Artikel zu schreiben und fristete damit sein Leben oft sehr traurig.

Nachdem sich unsere Verhältnisse geregelt hatten, bekam ich mein elterliches Vermögen wieder ausgezahlt, wovon ich ihm dann die Mittel geben konnte, daß er, wie er wünschte, nach München gehen konnte und sich dort der Schriftstellerei widmete. Wir sind später auch nach München übersiedelt und teilten alles miteinander, was wir hatten. Von der Zeit fing er schon für uns zu sorgen an. Nach vielen Jahren, als er in Berlin den „Pan" gründete, sind wir ihm auch dahin gefolgt und haben auch dort wieder ein sehr schönes Leben zusammen geführt. In der langen schweren Krankheit seines Vaters hat sich Julius sehr um seinen Vater gesorgt und ihm alles zuliebe getan, was er konnte, denn zwischen Vater und Sohn war ein schönes, festes Band, einer hatte vor dem anderen Achtung und Respekt. Wußte der Vater, daß der Sohn zu Besuch kam, so kleidete er sich aufs sorgfältigste und der Sohn erschien ebenso. Jede Zeile, jedes Wort von dem Sohn, sei es aus Briefen, Zeitungen oder Büchern, wurde als Heiligtum aufgehoben. Als der gute Vater starb, war Julius tief traurig, trotzdem der Tod nur ein Erlöser von schwerem Leiden

war. Der Vers, den Julius für des Vaters Grabſtein geſchrieben, zeigt, wie er ſeinen Vater kannte und liebte:

Ein Herz, das viel gelitten,
Ein Mund, der gern gelacht,
Ein Kämpfer, der geſtritten
Mit großer Uebermacht.
Ein Mann mit regen Händen,
Ein guter, braver Mann.
Wohl dem, der wie er enden
Mit reiner Seele kann.

Die Reiſebeſchreibung und Briefe an mich bezeugen, daß er nie vergaß, daß ich ihm den Weg zu ſeinem Berufe bahnte und daß er durch mich zum Ziele kam. Er hat mir auch nach dem Tode ſeines Vaters weiter ein ſchönes, ſorgenfreies Leben bereitet, aber der Tod hat mir meine Stütze, meinen Troſt nun ſo plötzlich weggeriſſen. Und doch muß ich Gott danken, für die Fügung, daß ich die letzte Zeit ſeines Lebens bei ihm ſein konnte. Es war oft ein fröhliches, glückliches Zuſammenſein. Während ſeiner ſiebenwöchigen Krankheit ſagte er mir öfter: „Mama, wenn ich wieder geſund bin, ſoll dir nur noch die Sonne ſcheinen.“ In der Silveſternacht, als ich allein mit ihm war, und er ſich wohler fühlte, haben wir uns vieles erzählt, von Vergangenem und von Künftigem, er ſchüttete mir ganz ſein Herz aus. Am 1. Februar 1910 nahm ihn mir der unbarmherzige Tod,

und ich drückte ihm ſeine lieben, treuen Augen zu zum ewigen Schlafe. Er hat trotz ſeiner Jugend ein erfolgreiches Leben hinter ſich, mehr Sonnenſchein um ſich hätte ihm manches leichter gemacht. Meinen Stolz, meine Stütze verlor ich, mein Leben iſt nun öde und leer.

Bierbaums Vater im Alter

# Kurt Martens

Für mich war Bierbaum von jeher der „fahrende" Sänger — nicht wie er im Buche, sondern wie er im Leben steht. Ich bin ihm nicht oft begegnet und doch mindestens in einem halben Dutzend verschiedener Städte. Entweder war er soeben da eingetroffen, oder er bereitete sich zum Auszug vor.

Unsere erste Bekanntschaft fand sehr frühe statt: auf dem Gymnasium in Wurzen, wo ich die Sekunda zierte und er die Oberprima kompromittierte. Er hatte nämlich wegen ausschweifender Trinkgelage das consilium abeundi erhalten. Als er in dieser Angelegenheit sich eines Abends beim Rektor meldete, bei dem ich in Pension war, traf ich ihn an der Tür. „Na, was hat der Alte heute für eine Laune?" fragte er mich etwas beunruhigt. „Eine vorzügliche," konnte ich Bierbaum trösten, „er ist auch gerade aus der Kneipe heimgekommen." Bierbaum verschwand in der Studierstube des Alten. Ich blickte ihm bewundernd nach, nicht wegen des Konsilium, sondern weil ich von ihm wußte, daß er Literatur machte und Vor-

ſitzender eines richtigen Literaturkränzchens war. Beim Abendeſſen ſagte der Rektor, daß man den Bierbaum für diesmal noch behalten wolle, lange aber werde er es in Wurzen wohl nicht mehr treiben. Das war alſo die erſte Ankündigung vom Auszuge des fahrenden Sängers.

Viel ſpäter ſah ich ihn auf einer ſeiner Vortragstourneen in einem Leipziger Hotel wieder, dann wiederum nach Jahren in Nymphenburg, als er im Begriffe war, ein neues Haus zu beziehen. Er führte mich durch die ſehr komfortabel eingerichteten Zimmer und zeigte mir mit Behagen die Menge ſeiner hübſchen Bibelots, ſeiner wertvollen Bücher und Bilder. Ich wünſchte ihm Glück zum Einzug und ſprach die Hoffnung aus, daß er hier etwas länger als in Berlin oder auf Schloß Englar bleiben möge. „Ja, hier bleibe ich nun," erklärte er mit fröhlicher Beſtimmtheit. Er blieb aber keineswegs. Es trieb ihn bald darauf nach Italien, dann nach Paſing, dann wieder nach Italien, und endlich landete er in Dresden.

Damals lebte auch ich bei Dresden auf dem Lande und verabredete mich mit ihm und Wedekind für einen Abend in der Kneiſtſchen Bierſtube. Bei ſeinem kohlenſauren Waſſer ſchwärmte er von der neuen Wohnung; abermals hatte er ſich ein komfortables Heim bereitet und war im Begriffe einzuziehen. Wir wunderten uns, daß er gerade auf Dresden verfallen ſei, das ihm doch aus ſeiner

Kreuzschülerzeit nicht in bester Erinnerung stand. Indes, er fühlte sich wohl schon müde von der langen Wanderschaft und glaubte, in der stillen, immer etwas verschlafenen Barockresidenz so etwas wie ein buen retiro oder einen Hafen zu finden. Wir versprachen uns, daß wir uns nun öfter sehen wollten. Im Herbst kündigte mir ein Brief seinen Besuch auf meiner Loschwitzer Höhe an, zugleich aber auch seine Absicht, Dresden im Dezember wieder zu verlassen und sich „im Toskanischen zu verstecken". Zu diesem letzten Umzug sollte es nicht mehr kommen. Er wurde krank; ich sah ihn nicht wieder, und im Februar trug man ihn hinaus aus der Wohnung, die ihm wie alle früheren zum Ueberdrusse geworden war. —

Es gibt Menschen, die beständig von einer Art Platzangst ergriffen zu sein scheinen, „problematische Naturen, denen keine Lage genugtut". Zu ihnen gehörte Otto Julius Bierbaum nicht. Ich glaube vielmehr, daß die Unruhe, die ihn von Ort zu Ort trieb und nirgends festen Fuß fassen ließ, nur eine notwendige Wirkung seiner menschlich und dichterisch so schönen inneren Rastlosigkeit war. Dem Leben selber eilte er nach, wie es Gestalt gewinnt auf den Stätten der Erde. Das Irdische, das ewig lockende Allzuirdische hatte es ihm angetan. Und dieser Drang des liebevollen Erdendichters konnte erst in seiner Asche Ruhe finden.

M. G. Conrad

# Der Starnberger See

## Einiges aus meinen Erinnerungen an Otto Julius Bierbaum

Zu allen Zeiten wußte er poetiſche Naturen und allerlei empfindſames Volk anzulokken, daß ſie ſich an ſeinen reizvollen Ufern Hütten bauten oder Zelte aufſchlugen. Als noch lebensluſtige Fürſten der guten alten Zeit in München reſidierten, feierten ſie ihre üppigſten Feſte auf dem Starnberger See und ließen ſie von ihren Hofmalern auf Rieſenleinwand ſchildern zu ewigem Gedächtnis.

Und ſein geheimnisvolles Farbenſpiel, bunter und verführeriſcher, als das irgendeines anderen Flutenſpiegels! Viele Lebensmüde aus dem genußfrohen München haben in ſeinen Tiefen, die ſelten etwas Totes wiedergeben, die kühle Ruhe gefunden. Sogar König Ludwig II., der einſame Schönheitsmenſch, ſoll ſich, nach der Meinung vieler, über ſeine gewaltſame Entthronung durch freies Sterben im Starnberger See getröſtet haben.

Natürlich ſtimmt das nicht mit dem ſtolzen Weſen des königlichen Freigeiſtes. Nachdem der König ſeinen Gefängniswärter, den Profeſſor Gudden, mit würgender Hand von ſich abgeſchüttelt und unſchädlich gemacht, verſuchte er ſich durch Schwimmen aus Haft und

Otto Julius im Alter von 3 Jahren

Bann zu retten. Ein Herzschlag vernichtete das Leben des Herrenmenschen in seinem heldenhaftesten Augenblick.

Der Tod Ludwigs II. war ein großes Ereignis voll tragischer Poesie. Höchste herrenmenschliche Selbstbejahung fand erschütternden Ausdruck. Wie ich's in meinem Roman „Majestät" geschildert. Trübselige Mitlebende in Trauer, Verlegenheit und Angst haben sich vergeblich bemüht, aus dem großen Fall eine kleine rührselige Geschichte zu machen, ihre eigene Kläglichkeit daran zu weiden.

Ueber dem leuchtenden See mit seinen anmutigen Ufern und der grandiosen Alpen-Silhouette im Hintergrunde liegt seit der Königskatastrophe eine unzerstörbare Weihe, ein Klang schwebt darüber wie hergeweht aus klassisch-heroischer Schicksalsdichtung.

Wenige Winterstürme und Föhnstöße waren erst über die verwaisten Königsschlösser dahingebraust, als mir der junge Sänger Otto Julius Bierbaum mit seinem gewinnendsten Lächeln zum erstenmal persönlich entgegentrat. Es war auf der Rottmannshöhe, dem freiesten Aussichtspunkt am Starnberger See. Ein ehemaliger Chorist vom Gärtnertheater in München, der menschenfreundliche Herr Kisser, hat den schönen Waldgipfel mit Terrassen, Parkanlagen und einem großen Gasthaus gekrönt. Hier weilte ich in den Jahren 1890 bis 1892 zur Sommer- und Herbstfrische mit Weib und Kind. Ich empfing viel Besuch aus dem literarischen und künstleri-

ſchen München — und eines Tages brachte Julius Schaumberger den Otto Julius mit. Mir eine um ſo liebere Ueberraſchung, als ich ſchon ſeit längerer Zeit mit Bierbaum in brieflichem Verkehr ſtand. Die Erſtlinge ſeiner Lyrik hatte mir Bierbaum noch vom Gymnaſium geſchickt, dann folgten in regelmäßigen Abſtänden poetiſche Sendungen aus Berlin, Leipzig und Zürich.

Nie war mir ein beſcheidenerer Muſenſohn unter den dichteriſch-künſtleriſchen Begabungen vorgekommen. Kein Wort der Eitelkeit, der Ungeduld, der Empörung in ſeinen zahlreichen Briefen. Er drängte nie auf Abdruck ſeiner erſten Dichtverſuche. Nur freundlich beachtet wollte er ſein, mit einer kurzen kritiſchen Würdigung bedacht. Ließ ich ihn einmal etwas lange auf Antwort warten, ſo bat er ſich ſeine Sendung zurück: „Bitte, bemühen Sie ſich nicht, hier lege ich Ihnen etwas Beſſeres vor, mein Neueſtes.“

Seine Handſchrift, ſpäter ſo ſchwer lesbar in der eigenwilligen Phantaſtik des Viel- und Schnellſchreibers, erfreute durch wundervolle Klarheit und Regelmäßigkeit. Jedes Gedicht erſchien auf dem Foliobogen beſten Papieres wie eine kalligraphiſche Meiſterleiſtung. Wieviel Liebe zur ſchönen Sache, wieviel edler Geſchmack ſprach hier mit! Manuſkripte von dieſer ariſtokratiſchen Gepflegtheit habe ich nur noch von Gerhart Hauptmann, Ernſt von Wolzogen und Otto Erich Hartleben erhalten — zuweilen auch von Richard Dehmel.

Bei unſerer erſten perſönlichen Begegnung kam es zu keiner intimeren Ausſprache. Die Unruhe war zu groß. Eine Menge Bekannter hatte ſich ein Stelldichein gegeben, der Zurufe war kein Ende. Martin Greif kam mit literariſchen Schmerzen und wollte in ſeiner Aufregung getröſtet ſein. Heinrich von Reder ſchleuderte ſeine biſſigen Sarkasmen über den Tiſch. Meine Frau war übler Laune, die nimmerſatte Kollegin Klara Heeſe, Beherrſcherin der Hoftheater-Regie, hatte ihr eine neue Rolle von Richard Voß weggeſchnappt.

Bald beſuchte mich Bierbaum allein auf der Rottmannshöhe, und ich begleitete ihn hinunter in den damals noch unberührten Park des Schloſſes Berg mit den herrlichen alten Baumrieſen, den Lieblingen Ludwigs II. Natürlich kamen wir raſch von unſerem Literaturgeſpräch auf das Königsthema. Das Schlößchen, die Wege und Sitze im Park, das Seeufer mit dem Eichenpfahl und dem Kranz — ſchlichte Bezeichnung der Stelle, wo man den toten König gefunden — alles ſprach noch ſo friſch auf den Wanderer ein.

Bierbaum folgte mit Spannung den Mitteilungen, die ich aus guten Quellen über des Königs Eigentümlichkeiten hatte. Er gab dann in ſeiner ſtillen Weiſe mezza voce ſeine Auffaſſung des königlichen Seelenlebens. Bitter äußerte er ſich über die Miniſter und Räte der Krone. So ſchloß er ungefähr mit dieſen Worten: „Alle ſprechen ſich jetzt über den Unglücklichen aus wie über einen

Verrückten und zetern über seine unerträglichen Ansprüche und Manieren. Sie werden auch alle ihre Geheimbüchel geführt und schreckliche Dinge hineingeschmiert haben. Nichts Gefährlicheres als diese Leute mit ihren Resentiments, die sich als Beobachter aufspielen. Diesen ganzen Klatsch und Tratsch werden wir ja in zehn, zwanzig Jahren gedruckt vorgesetzt bekommen. Königserinnerungen aus dem Mannesbusen zu Hohem berufener Kron-Diener! Wem graut da nicht? Ach, es ist doch noch jämmerlich viel Dienstbotengeist in den vornehmsten Kreisen! Und keiner ging, nicht ein einziger opferte seinem besseren Bewußtsein die Stelle? — das ist das merkwürdige. Jeder klebte an seinem Platz, als hätte er etwas unter der Hose? Vom Minister bis zum Lakai, jeder ertrug den unerträglichen König? Warum sind denn die Vernünftigen nicht vor dem Unvernünftigen davongelaufen? Warum haben sich die Klugen nicht eine gesündere Stelle gesucht? Ach, das Allzumenschliche ist ja so durchsichtig. Die Musik, die jetzt über den König gemacht wird, die sentimentale und die andere — sie klingt ja so falsch . . ."

Dann erzählte ich ihm von einem, der treu in des Königs Diensten stand — und vor dem Scherbengericht jede Aussage über seinen Herrn verweigerte, der nur ein einziges Bekenntnis ablegte, das unverlöschlicher Verehrung und Dankbarkeit: Ludwig von Bürkel.—

Am Starnberger See traf ich im Laufe der

Jahre noch oft mit Bierbaum zuſammen. Einmal ſuchte er ſich ſelbſt dort anzuſiedeln, in Percha, wo ich gerade meinen Roman „In purpurner Finſternis“ ſchrieb. Aber eine klerikale Korporation für Idiotenpflege niſtete ſich auf dem ſchönen Fleck ein, den Bierbaum ſich als Dichterheim ausgeſucht. Damals kam er in Begleitung von Richard Dehmel an den See — und ſiehe, der Himmel wollte auch ſein übriges tun und wartete mit einem Gewitter auf von unbeſchreiblicher Großartigkeit. Dehmel, den ich bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal perſönlich ſehen und bewundern durfte (er hatte mir ſein Drama „Der Mitmenſch“ mitgebracht), geſtand in liebenswürdiger Ueberbeſcheidenheit: „So etwas bringen wir nicht einmal in Pankow fertig!“

Bierbaum: „Selbſt dann nicht, wenn Paul Scheerbart mithilft?“

Da zog Dehmel ironiſch die Brauen hoch. Das wollte er nicht verreden. Dem Paul Scheerbart war damals alles zuzutrauen.

Zwiſchen den Ortſchaften Starnberg und Percha liegt die Villa des Malers Fritz von Uhde in einem lauſchigen Garten mit hochwipfeligen Bäumen hart an der Landſtraße. Wir riefen dem liebenswürdigen Meiſter unſere Grüße über den Zaun. Kleine niedrige Räume ohne jeden Luxus. Nur zum Unterſchlupf und zum Arbeiten und Sinnieren. Der große Künſtler arbeitete damals an ſeinem Seebild: Chriſtus predigt dem Volke vom Schiffe aus. Oft ſah ich ihn nachts noch bei

dürftigem Petroleum-Lampenlicht in der Bibel leſen.

Was für intereſſante Menſchheit neben den Fiſchern und Bauern an dem Starnberger See hauſt! Wie ſich auf ſchmalem Raume in kurzer Zeitſpanne künſtleriſche Entwickelungsknoten ſchlingen und löſen!

Die Geſchichte aller Schulen und Richtungen ſeit fünfzig Jahren ließe ſich um den See herum verfolgen. Aus der Biedermeierzeit grüßen hier noch der Kaſperl-Theater-Dichter Graf Pocci — ſein Schlößchen ſteht wohlerhalten in Ammerland — die Maler Karl Rottmann und Moritz von Schwind. Nicht weit von Pocci hat ſich der Maler-Myſtiker und Gelehrte Gabriel Max angeſiedelt, ganz verſteckt in grüner Wildnis. Gegenüber, in dem idylliſchen Bernried, hat eine Weile der von der Münchener Glaspalaſt-Jury ſo hartnäckig verkannte Meiſter Leibl ſeine Werkſtatt aufgeſchlagen, und ſeine jungen Freunde und Verehrer um ſich verſammelt, — darunter den genialen Wilhelm Trübner! — bevor er in die Wildnis von Aibling zog. Bei Tutzing liegt dicht am See in hellem Licht die zierliche Villa, die einſt dem Volksſchriftſteller Maximilian Schmidt gehörte, und wo ſpäter Georg Ebers ſeine erfolgreichen Romane ſchrieb. Am Fuß der Rottmannshöhe neben Leoni hauſte der Begründer von „Ueber Land und Meer" und dichtete dort Stöße von vielgeleſenen Schriften: Hackländer. Auf der Rottmannshöhe

ſelbſt ſchrieb ich meinen Roman „Die klugen Jungfrauen", während Profeſſor Floercke ſeine Böcklin-Erinnerungen ſichtete, und Hans Hopfen die letzte Hand an ein Stück legte, das ihm den perſönlichen Adel durch den bayeriſchen Kron-Orden eintrug. Der ſpätere „Traumulus"-Dichter Oskar Jerſchke trat herein, uns Grüßgott zu ſagen. Zwiſchen Rottmannshöhe und Dorf Aufkirchen ſaß der Kammerſänger Eugen Gura in ſeinem reichen Künſtlerheim, zeichnete, malte und dichtete an ſeinen Lebensblättern. Von ſeinem Turm aus konnte er über den See hinüber nach Deirlfurt blicken, der landwirtſchaftlichen Beſitzung ſeines Kollegen Heinrich Vogl. Näher am See, unfern der Stelle, wo ſpäter der Bismarckturm errichtet wurde, einſiedelte die große Tragödin Klara Ziegler und verfaßte kleine Erzählungen und Bühnenſpiele. An der Burghalde des alten Stahrenberg-Schloſſes dehnt ſich ein weiter, wilder Garten mit einem Häuschen, darin ich meinen erſten Roman „Was die Iſar rauſcht" druckfertig machte. Der Bildhauer-Klaſſiziſt Adolf Hildebrand erwarb das romantiſche Grundſtück und ſchmückte es mit einem prächtigen Landhaus. Vom Oſtufer grüßt das Pelletſche Landgut herüber, in deſſen beſcheidenem Wohnhaus Richard Wagner die erſten Wonnemonate der Königlichen Gaſtfreundſchaft genoß und den Beſuch des ruhmes- und liebestollen Arbeiterführers Laſſalle empfing, der auf ſeiner Todesfahrt nach Genf die diplomatiſche Hilfe des

Meiſters anrief. Weiter ſeeaufwärts, hinter Ammerland, verſteckt ſich in einer Hügelfalte das gemütliche Bauernhaus, wo Max Halbe das Glück ſeiner jungen Ehe auskoſtete und dabei die Komödie der Liebe ſchrieb, die ihn weltberühmt machte: „Jugend".

Nicht zu vergeſſen unſeren allverehrten „alten Oberſt" Heinrich von Reder, der in einer niedlichen Villa ſeiner befreundeten „Waldfrau", der Dichterin Henriette von Poſchinger, an ſeinem lyriſch-epiſchen Lebensbuch „Wotans Heer" die letzte Feile anlegte und damit neben ſeinen unvergeßlichen Dreiſtrophern ein Werk ſchuf, das in einer weniger banauſiſchen Zeit noch einmal fröhliche Urſtänd feiern wird zum Entzücken vieler.

Hier empfing Heinrich von Reder die unglückliche Juliane Déry und mit Otto Julius Bierbaum zugleich ſeinen alten Kriegskameraden und jungen Parnaßgenoſſen Detlev von Liliencron.

Ging ich ſo mit Bierbaum und Liliencron die Seeufer ab, oder ließen wir uns in der Dämmerung auf dem leuchtenden Waſſerſpiegel im ſchaukelnden Kahn dahintreiben, da rief wohl Otto Julius angeſichts der bunten Erinnerungsbilder, die aus allen Ecken und Enden des Sees auftauchten: „Kinder, mir wird ſchwindelig. Hier wurde ſchon zu viel gelebt und geliebt. Was gehen da in ſchweren Nächten für Geſpenſter um! Dazwiſchen hinein ſoll ſich unſereins auch noch anſiedeln?"

Im Alter von 6 Jahren

Digitized by Google

„Nee, Proſtmahlzeit!“ graunzte der nachdenklich gewordene Liliencron.

Und Otto Julius zog mit ſeiner Guſti zum Bauern in der Oed, Poſt Beuerberg, inmitten zwiſchen Starnberger See und Iſar- und Loiſachtal. Glücklichere Jahre waren ihm kaum mehr beſchieden, als die liebe Zeit, die er in dieſer wunderſtillen Welteinſamkeit als rüſtig Schaffender verleben durfte.

Kam er ab und zu in die Stadt, ſo ſchickte er mir eine Zeile, und wir trafen uns in einer kleinen Weinkneipe im Filſerbräugäßchen hinter der Frauenkirche. Die Wirtſchaft wurde von einem Sonderling geführt, der einen vortrefflichen Tiroler Rotwein ſchänkte. „Zum Walter von der Vogelweide“ hieß die kleine Kneipe. Bei einer beſcheidenen Zahl von Schoppen und einer guten Virginia entfaltete Otto Julius den ganzen Zauber ſeiner Plauderkunſt. Nichts von Fachſimpelei. Alle literariſchen und künſtleriſchen Tagesfragen, die damals die Köpfe heiß erregten, wurden weltmänniſch abgewandelt. Nichts von Einſeitigkeit und Größenwahn. Bierbaum brannte immer darauf, nicht Theorien, ſondern poſitive Lebenserfahrungen zu hören. Ich war ihm an Alter achtzehn Jahre voraus. Von meinen ſieben Jahren Italien und fünf Jahren Frankreich ſuchte er immer nach einer ganz beſtimmten Richtung Aufſchluß und Nutzen. Der ſo in heiterem Genuß und leichtem Dichten dahinzuleben ſchien, war ein arbeitſamer und ökonomiſcher Kopf feinſter Art.

Eine andere ſtille Weinſtube, die wir oft mit einer feſtlich, ja dionyſiſch geſtimmten Korona belebten, — Hanns von Gumppenberg, Julius Schaumberger, Georg Schaumberg, Julius Brand, Richard Weinhöppel, Heinrich von Reder und andere Junge, Jüngſte und Junggebliebene — lag in einer Winkelgaſſe, unfern den Zentralſälen, wo die „Geſellſchaft für modernes Leben" ihren geiſtigen Ueberſchwang austobte, und ſpäter Emil Drach mit Stollberg ſein Münchener Schauſpielhaus proviſoriſch unterbrachte, um dem verehrlichen Publikum der Kunſtſtadt etwas neue Dramatik zu zeigen und werdende Größen wie Irene Trieſch ins Rampenfeuer zu ſtellen. Dieſe Kneipe nannte ſich „Zum Parſifal" und gehörte einem reichen Liebhaber, der das Kneipengeſchäft als Sport betrieb, bis ihn gewiſſe Pumpſitten und deren Folgen veranlaßten, ſein Schild einzuziehen. Hier wurden weltſtürmende Pläne geſchmiedet und allerlei freisliche Schwerter und heilige Lanzen geſchwungen. Der abſolute Philiſterſchreck. Tod und Meuchelei allen Perücken und den Reaktionären, die darunter verkrochen. Große Verbindung und Blutsbruderſchaft aller Kunſtrevoluzzer, ſoweit die deutſche Zunge klingt. Reinigung und Erhöhung der Kunſtſtadt zur Stadt Gottes. Ausräucherung der Reſidenz der kunſtſchirmenden Wittelsbacher von allen Verhockt- und Verſtocktheiten. Herr des Himmels, da gab's ja noch hochberühmte, fettgefütterte Wanzen, die die Impotenz aus allen

Poren ſtanken. Fort damit! Aber ſofort! Dieſe herrſchenden Glaspalaſt-Götterſöhne: Wilhelm Leibl hatten ſie aus München vertreiben laſſen, zu den Bauern, Wilderern und Haberfeldtreibern von Aibling und Umgegend, Wilhelm Trübner ließen ſie nicht aufkommen — er möge ſich eine Akademie in Feldmoching gründen, die feigen Hunde! — den jungen Slevogt ſcheuchten ſie nach Berlin! Und was noch alles! Pech her! Schwefel her! In den Mörſer mit dieſer Kunſtſtadt!

Eines Abends kam Bierbaum mit der großen Neuigkeit in den „Parſifal“: „Max Klinger will München zwingen, Hurra!“

„Bravo! Aber wie?“ von allen Seiten.

„Durch eine Ausſtellung ſeines Geſamtwerkes.“

„Natürlich.“

Mehr wußte vorerſt keiner. Ich auch nicht. Ein paar Tage vorher hatte ich einen ſehr eindringlichen Brief von einer Frau Prof. Weiße aus Leipzig erhalten, Klinger beabſichtige eine Ausſtellung in München, die einen Ueberblick über ſein bisheriges Schaffen als Radierer, Maler uſw. bieten ſolle; der Künſtler ſei beſorgt wegen der Haltung der bayeriſchen Preſſe — ich möge doch eingreifen.

Ich teilte den Brief der Korona mit. Wiederum von allen Seiten „Bravo! Machen wir!“

Otto Julius in plötzlicher Erleuchtung: „Grandioſe Gelegenheit, wir führen Max

Klinger den Münchenern vor, wir, das heißt unſere Geſellſchaft für modernes Leben! Wir nehmen Klinger unter unſere Fittiche! Ort der Ausſtellung: Iſarluſt, die ſchönen oberen Säle!"

„Braviſſimo!"

Der Plan wurde ſofort ausgearbeitet, Bierbaum zur Spezialkommiſſion, Bierbaum zum Vorſitzenden der Spezialkommiſſion gewählt — Hallo! Iſarluſt feſtgemacht. Alles im beſten Zug. Notiz in die Neueſten. Geſellſchaft für modernes Leben und Klinger-Ausſtellung in aller Mund. Nun ſollen alle Trommeln wirbeln. Eins wurde verſäumt und bis zuletzt aufgeſpart — Klinger ſelbſt für uns zu intereſſieren. Klinger ſchrieb unſerm Otto Julius, dem Manager, einen verbindlichen Brief und lehnte unſere Bemühung dankend ab.

Die Klinger-Ausſtellung kam bei einem Kunſthändler in der Briennerſtraße zuſtande, in dem Gebäudeblock des Luitpold-Cafés, in einem Zwiſchengeſchoß mit engen Räumlichkeiten, ungenügendem Licht.

„Gott, dieſer Klinger," jammerte Bierbaum, „hätte er's bei uns gut haben können in der Iſarluſt! Eine Luſt für ſeine Kunſt und uns alle! Aber nein, ſein Eigenſinn wollte den Hühnerſtall!"

Bald darauf feierten wir ein Hochſommer-Abendfeſt in der Iſarluſt mit allerlei Spiel und Spott. Die Reaktion wurde verulkt und die Banauſen und — Max Klinger und, da-

mit er einen guten Genoſſen habe, auch Henrik Ibſen! Eine ſaftige Parodie auf die „Frau vom Meere“ — die „Frau von der Iſar“, verfaßt von Hanns v. Gumppenberg, geſpielt auf einem Naturtheater von Mitgliedern der Geſellſchaft. Und eine lyriſche Feſtſchrift gab's, ein handgroßes Büchlein, und als verantwortlicher Chefredakteur zeichnet Otto Julius Bierbaum.

* *
*

Oft plauderte ich mit Bierbaum über das Thema: München als Kunſtſtadt. Die Stadt hatte es uns ja angetan. Wir liebten beide München mit einem gewiſſen innigen Grimm, mit zärtlichem Zorn. Es war ein ſeltſamer Aufruhr in unſerer Neigung, nichts was zu friedlichem Beſitz gedeiht oder zu ſtetiger Beſeligung. Weiß denn der Liebende überhaupt, was er an der Geliebten liebt? Ibſen ſagte mir einmal zum gleichen Thema: „Ich liebe München, man kann hier gut arbeiten.“ So hätte er wohl auch von einer Frau geſprochen: „Ich liebe dieſe Frau, ſie fördert die Arbeit.“ Aber ſolche Arbeitsfanatiker im Sinne Ibſens waren wir gerade gar nicht. Wir zielten mit unſerer Liebe auf anderes. Wir wollten an München ſelbſt formen und geſtalten. Die Kunſtſtadt, wie ſie in unſerer Vorſtellung, in unſerem Willen lebte, die wollten wir durch liebende Hingabe zur Erſcheinung bringen. Ein Wunderwerk unſerer Phantaſie in die Wirklichkeit zaubern — —

Eine Stadt ohne künſtleriſch organiſierenden Genius, nein! In der zufälligen ſchnurrigen Aufmachung des Alltags und ſeiner Plusmacher, nein!

München im Traum der Poeten und der Wundergläubigen, die überall Schönheitsgloriolen und Heiligenſcheine zu ſehen begnadet ſind, ja! Unſer München als die Summe unſerer Ideale!

Kann es größere Narren geben?

Wir konnten uns hundert München denken, aber neunundneunzig davon lehnten wir reſolut ab. Am Ende war auch das wirkliche darunter? Und daher die gemiſchten Gefühle? Wahrhaftig, oft ſpazierten wir da herum mit der Empfindung eines Geprellten, der trotz ſeiner heißen Liebe und kritiſchen Ueberlegenheit Dummheiten und ſchlechte Geſchäfte macht — oder mit ſich machen läßt. Plötzlich packt Otto Julius ſeinen ganzen Bierbaum mit allen Habſeligkeiten zuſammen — es waren Koſtbarkeiten erſten Ranges darunter — und über alle Berge! Nach Monaten, nach Jahren kam er mit derſelben Plötzlichkeit zurück.

„Ach," ſtöhnte er, „München iſt ſchließlich doch die einzige Stadt, wo es unſereins aushalten kann."

Sein tiefſter Traum: Otto Julius Bierbaum an der Spitze der Münchener Kunſtſtadt-Publiziſtik. Dieſe Publiziſtik ſelbſt eine Art Allkunſt zur Verwaltung und Mehrung aller Schätze des Geiſtes und der Schönheit.

Eine Publiziſtik von der Zentralgewalt und dem Schwung wie Richard Wagners Muſikdramen. Eine Publiziſtik wie Bayreuth mit Feſt- und Weiheſpielen.

Zunächſt alſo mit den materiellen Mitteln ungefähr der Münchener Neueſten Nachrichten und der Fliegenden Blätter — in einem Topf.

Ganz zunächſt aber mußten auch Bierbaums Ideale und Träume mit Abſchlagszahlungen wirtſchaften.

So wurde von Otto Julius der „Pan" akzeptiert und gebucht. Ein Fürſtenblatt, für ein Parkett von Königen. Franz Stuck hatte die Titelvignette gezeichnet. Otto Julius entdeckte mit groteskem Schreck — er gab mir's ſchriftlich — daß dieſer Stuckſche Pan ominös die Ohren hängen laſſe. Otto Julius ſchied unerwartet raſch aus der redaktionellen Leitung. Noch ein paar Atemzüge und dem großen Pan fielen die Augen zu.

Dann kam die „Inſel" mit einem ſtolzen Segelſchiff im Wappen. Aber der Segler war kein Genueſer Schiff, wie's Otto Julius mit Nietzſche-Augen geſehen.

Als ich ihn beglückwünſchte zu dieſem neuen Unternehmen, zuckte es eigentümlich in ſeinem Auge: „Lieber Conrad, ich wollte, ich hätte noch einmal die Träume wie damals, wo ein literariſcher Habenichts ein armſelig Studentenſtübchen — keine feudale ſturmfreie Bude — an der Ecke der Kaulbach- und Veterinärſtraße bewohnte, über

einem käse-, hering- und petroleumduftenden Kramladen — —"

„Auch das Tiroler Schlössel in Eppan war nicht übel," tröstete ich, heiter scherzend auf die bittere Wacholdersingweis eingehend. „Das war zu der Zeit, lieber Otto Julius, wo unser Dichter-Oberst Reder am Tisch der Ungespundeten im Hofbräuhaus aus der allgemeinen Gusti-Apotheose zwei Verse als persönliches Bekenntnis herausholte und dem Autor jede beliebige Unsterblichkeit garantierte — die zwei Verse:

Bauernmädel schenkelstramm
Haut die ganze Welt zusamm'."

Blickte Otto Julius auf seine Münchener Unternehmungen zurück, so erfüllten ihn jetzt die ersten Fehlschläge mit diabolischer Freude.

Das „Sammelbuch der Moderne" hatte es auf einen einzigen Jahrgang gebracht, der umtobt war von den unglaublichsten Denunziationen der Münchener klerikalen Presse. Ein Mitarbeiter um den andern wurde vor den Kadi zitiert. Das Buch konfisziert und wieder freigegeben — —

Der „Münchener Musenalmanach" brachte es auf drei Jahrgänge und löste sich mit dem Privatkonto bei Dr. Albert & Ko. ohne schwere Verluste auf. Vor dem Stumpfsinn der Gebildeten und dem Zorn der bewährten Alleinsittlichen in der bajuwarischen Kunststadt zog sich die ganze publizistische Moderne zunächst in die etwas angenehmeren Gefilde von Leipzig und Berlin zurück.

Im Alter von 14 Jahren

Die „Gesellschaft für modernes Leben" zerbröckelte unter der Verrufserklärung, die Kriegsministerium und Stadtkommandantur über sie verhängten. Eine Unzahl von Studenten, Einjährig-Freiwilligen, Offizieren und Reserveoffizieren mußten die Mitgliedschaft aufgeben. Hanns v. Gumppenberg brummte seine drei Monate für den Vortrag eines Karl Henkellschen Gedichtes auf der Festung Oberhaus bei Passau ab. Oskar Panizza wurde wegen seiner Hartnäckigkeit, unter allen Umständen Mitglied der Gesellschaft für modernes Leben bleiben zu wollen, als Reservearzt der Landwehr entlassen, und für sein prozessiertes Drama „Liebeskonzil" mußte er ein Jahr die Gefangenenanstalt zu Amberg in der frommen Oberpfalz beziehen. Detlev v. Liliencron, der seinen Akklimatisierungsversuch in der Kunststadt an der Isar mit großen Hoffnungen begonnen, kehrte verstimmt an die nordische Wasserkante zurück. Otto Julius rettete sich in die Redaktion der Berliner Freien Bühne. Von seinen dichterischen Erfolgen in München erzählten die unverkauften Exemplare seines ersten Versbuches „Erlebte Gedichte" bei Schuhr in Berlin und einige herzlich beredte Künstler-Monographien, die sich zu Geschenkbüchern eigneten — —

„Lieber Conrad, wie kamen Sie eigentlich auf die Idee, die Sturmfahne der modernen Bewegung zu entrollen? In diesem bajuwarischen Kirchenstaat die ‚Gesellschaft' als

Kampforgan für die liebe frische deutsche Dichterjugend zu begründen?"

Fragte Otto Julius so und streckte die Hand hin zu warmem Dank, dann stand das Herz in Jubel und alle Zagnis war gewichen. Und wenn die Welt voll Teufel wär'!

Nie hatten wir Richtigeres getan, als was wir in München taten — sollten wir uns gegen den ortsüblichen Lohn sperren? Wir liebten doch unser München nicht wie Knikker, wir liebten es, wie Ueberreiche und Verschwender lieben.

Die Münchener Publizitäts-Kultur hätte den reifen Bierbaum mit seiner stolzen Geistesfülle und unabhängigen künstlerischen Gesinnung nicht einmal als Feuilleton-Redakteur des größten süddeutschen Blattes ertragen, so wenig wie der Simplizissimus seinen platonischen Urheber Otto Erich Hartleben. Die Pfade zum Erfolg, zur Erfüllung persönlicher Idealitäts-Forderungen, öffnen sich erst den Nachdrängenden. Trotzdem: Jahrzehnte später, bis kurz vor seinem Tode in Dresden, träumte Otto Julius noch davon — mit einem heiteren und einem nassen Auge: Generalissimus der Münchener Neuesten Nachrichten mit dem entsprechenden Ministergehalt und einem Königsschloß auf Bergeshöh'n!

„Auf den Titel Exzellenz würde ich zugunsten meines Setzerjungens verzichten."

# Alois Wohlmuth
# Bierbaums erſter Aufenthalt in München

Er war ein- oder zweiundzwanzig Jahre alt, da er nach München kam, Otto Julius Bierbaum. Ohne beſtimmten Plan, einzig mit dem Vorſatz, ſich durchzuſetzen, ſtreunte er dichtend in den Straßen der anmutigen Iſarſtadt. Ich lernte ihn — 23 Jahre iſt es jetzt her — zuerſt im altbekannten Café Heck kennen, wo ſich das noch auf Kinderbeinen gehende literariſche Jungdeutſchland damals gerne zuſammenfand. Hübſch war er nicht, der junge Bierbaum: der kleine Mann hatte ſchon damals etwas Dicklich-Schwabblich-Quabbliches. Das Geſicht war zirkelrund und unſicher gezeichnet. Nur das graue Auge war von ungewöhnlicher Schönheit: groß, klug, klar, lautberedt. — Geld hatte er nur ſelten. Woher hätte es auch kommen ſollen bei dem Sohn des armen, alten Bäckergeſellen! Vom Pumpen allein läßt ſich's ſchwer leben, auch wenn man dazu Genie beſitzt wie Bierbaum, der dieſe Finanzoperation mit einer Art Herablaſſung, legiert ſogar mit einigen Unzen Geringſchätzung, ſo virtuos auszuführen verſtand. Seine literariſchen Produkte aber „gingen" noch nicht.

Die Artikel, die er den Zeitungsredaktionen einschickte, fraß der gefürchtete, strohgeflochtene Moloch, der große Schweiger Papierkorb oder sie kamen „mit Dank" zurück. Ein hübsches Feuilleton, in dem er für den Freiherrn von Liliencron, der sich als Dichter erst seine Sporen zu verdienen hatte, eine Lanze einlegte, wurde ihm von vielen Journalen Deutschlands zurückgeschickt. Ich riet Bierbaum, es nunmehr einem allererſten Blatte anzubieten: der „Neuen Freien Presse" in Wien. Er tat das mit der Bemerkung: Schade um die doppelte Briefmarke! Es vergingen mehrere Tage, ohne daß eine Antwort gekommen wäre. „Wieder der Moloch!" seufzte der junge Autor, „ich wußte es ja!" Da — just eine Woche nach Absendung des Artikels — wiederum bei Heck — in der Morgennummer des Weltblattes an der Spitze des Feuilletons, der so oft zurückgewiesene Liliencronartikel! Bierbaum hatte das stolze Empfinden eines Feldherrn nach gewonnener Schlacht. Die Aufnahme des Feuilletons verdankte Bierbaum, wie ich später erfuhr, der entschiedenen Initiative des Meisters Hugo Wittmann, der mit dem durchdringenden Blick des wirklichen Kritikers in dieser jugendlichen Arbeit die literarische Bedeutung Bierbaums erschaute. Das Eis war gebrochen. Bierbaum schickte Artikel nach Wien und Wittmann nahm sie auf. Damit verbesserte sich auch die materielle Lage Bierbaums ein wenig. Freilich, ausgereicht hätte

es immer noch nicht. Aber da existierte damals in der Kaulbachstraße ein großes Delikatessen- und Kolonialwarengeschäft. Die Inhaberin, eine prächtige alte Biederfrau, die das blühende Geschäft gegründet hatte und mit geschäftsmännischem Geiste leitete, vermietete im ersten Stockwerk Zimmer. Ein junger Mann muß Glück haben: Bierbaum mietete sich oben ein und — unten! Mein Gott, es war ja alles im Haus . . . auch einige hübsche Töchter, die, wenn sie bis zum Sinken der Sonne vorn im Laden Zucker und Kaffee gewogen, Wurst und Schinken geschnitten, in den Abendstunden im Hinterstübchen den Tag so gern poetisch ausklingen ließen: — Bierbaum las, und Mutter und Töchter lauschten andachtsvoll! — In dieser Zeit fehlte es dem jungen Poeten an nichts. Auch während einer langen, schweren Krankheit, die er damals durchzumachen hatte, wurde er von diesen gutmütigen Münchner Kindeln mit Liebe gepflegt. Freilich mochte sich die brave Frau Hoffnung gemacht haben, daß die eine oder die andere von ihren Töchtern einmal den Namen des Dichters tragen würde. Auch wäre es wohl dazu gekommen, wenn Julius nicht bald darauf in Diessen am Ammersee sein liebes, böses Gustchen gefunden hätte, — das er zu seiner Frau erhob.

# Wladimir Schereschewsky

Ein wahrer Freund in Not und Freude seit zwanzig Jahren! Ich als Fremder lernte durch ihn die deutsche Treue und quasi kindliche Offenherzigkeit schätzen.

Durch seine Frau ein Italienfreund, besuchte er mich öfters in Venedig, immer ein Stück Sonne und ein großes, unparteiisches, philosophisches, optimistisches Menschen- und Kunstverständnis von seinen weiten Orient- und Okzidentreisen mitbringend, ein Verständnis, welches sich übrigens in allem seinem Tun und Schaffen spiegelt. Als Dichter ein Stück Altdeutscher, am meisten in seinen Liedern, jovial als Kritiker, in seinen Unternehmungen frisch und jugendlich, ging mit ihm ein Mensch und Typus für mich und für Euch verloren.

# Anna Croiſſant-Ruſt

## Vom jungen Bierbaum

Obwohl ich vielerlei von unſerm alten Freunde Otto Julius zu erzählen hätte, der uns in zwanzigjähriger Freundſchaft verbunden war, drängt es mich von dem jungen Bierbaum zu reden, dem Bierbaum der erſten Münchener Zeit; denn von dieſer Epoche ſeines Lebens wiſſen außer M. G. Conrad, Schaumberg und Schaumberger, Hanns von Gumppenberg, Scharf und Wedekind nicht gerade viele. Von ſpäteren Jahren kann ſo mancher andere berichten, denn er iſt im „Auf und Ab" des Lebens nicht nur im „Irrgarten der Liebe", er iſt noch mehr im Irrgarten der Freundſchaft umhergetaumelt. Sorglos, unbekümmert, meiſtens viel zu offen, launiſch und rückſichtslos, wenn er es für nötig hielt, hat er ſo manchen gewonnen und manchen verloren und ſich ſeiner ſchroffen Unbekümmertheiten halber nicht allzu viele Lorbeeren in beſagtem Garten geholt, ſo hilfsbereit, enthuſiaſtiſch und anteilnehmend er ſich auch als Freund zeigte.

Wenn ich etwas von Bierbaums erſter Münchener Zeit ſchreibe, muß ich vor allem auch über Liliencron ſchreiben, deſſen Bild für mich eng mit dem Bilde von Otto Ju-

lius verwebt iſt, und der gewiß am meiſten über den jungen Bierbaum zu ſagen gehabt hätte. Das Freundſchaftsgefühl Liliencrons für Otto Julius ſpricht ſich rein und deutlich in den Briefen aus, die ich von Liliencron beſitze, in denen er mit der größten Liebe und dem höchſten Enthuſiasmus von ihm ſpricht. Es iſt eine Art von Vatergefühl, das ſich darin dokumentiert, zum wenigſten das Gefühl des erfahrenen und beſonders in der Liebe erfahrenen Mannes dem Unerfahrenen oder Unerfahreneren gegenüber, und wiederum ein Beſorgtſein, ein Zittern für des Freundes Schickſal, für ſeine Kunſt, ſeine Zukunft.

Es fällt mir nicht ein, etwa gar ein erſchöpfendes oder nur ſcharf umriſſenes Bild jener Freundſchaft geben zu wollen; was ich will, iſt nur, in zwangloſer Plauderei Charakteriſtiſches aus jener Zeit hervorzuheben und mein eigenes Erinnern und meine Anſchauungen hier durch die Anſchauungen Liliencrons näher zu beleuchten. Liliencron war es, der den jungen Bierbaum in unſer Haus brachte; lange ſchon ſchwärmte er in ſeiner überſchwänglichen Weiſe von ihm: „Dieſer himmliſche Kerl, unſer großer Dichter", wie er mir ſpäter, bald nach unſerer Bekanntſchaft mit Otto Julius ſchrieb: „Dies gute, edle, liebevolle Herz! Der Julius iſt mir unendlich ans Herz gewachſen, dieſes friſche Leutnantsgeſicht mit der tiefſten Gedankenwucht." Einen großen Eindruck hat Bier-

Der 17jährige Bierbaum mit ſeinen Freunden
Winkler und Röſſel

baums erſter Beſuch in unſerm Hauſe nicht auf mich gemacht. Ich erwartete natürlich „den Dichter". Seine appetitliche, dazumal ſchon etwas rundliche wohlgenährte Roſigkeit wollte mir nicht zu dem Bild des „großen Dichters" ſtimmen und auch nicht zu dem des Kritikers. (O. J. B. war damals Kunſtkritiker!) Er war ſehr wenig geſprächig und ſaß da ungefähr wie auf dem Bilde, das ihn mit M. G. Conrad, Schaumberg, Schaumberger, Dr. Panizza und v. Gumppenberg in dem Schaumbergerſchen Garten an der Müllerſtraße darſtellt; ſehr verträumt, eine Ahnung von Finſterem auf der Stirne, das ſich ſpäter ſehr ausprägte und ſein Geſicht oft hart und düſter machte. Er ſchlug ſeine großen Augen kaum auf und redete nur, wenn man ihn „anbohrte"; kurz, ich war enttäuſcht und ſuchte vergebens nach dem „himmliſchen Kerl", den uns Liliencron verheißen. Angetan war er (Bierbaum), ſoviel ich mich erinnere, mit einem dunklen Jackett (die Dichter der neunziger Jahre beſaßen nicht etwa Smokings wie die heutigen, oder waren gar Dandies) und einer ſchwarz und weiß karierten Hoſe, die etwas Rührendes hatte und ein klein wenig zu kurz geraten war; ich nannte ſie in der Folge das „Primanerhöschen", Mutter Bierbaum wird ſich gewiß noch daran erinnern. Dieſe kleinkarierte Hoſe war in ſpäteren Zeiten berufen, bei O. J. B.s Vorträgen in der frühlingsbrauſenden Zeit der Geſellſchaft für modernes Leben eine

Rolle zu ſpielen, als wir alle, M. G. Conrad ſtrahlend voran, noch den „Lenz in den Saal" lachen ſahen.

Nach jenem erſten Beſuch kam Bierbaum oft zu uns, und wie früher Liliencron über ihn geſprochen, ſo ſprach jetzt Otto Julius in mancher Stunde über den abweſenden Freund. Niemand hat den „jugendlichen" (und jugendlich war er 1890 in der wundervollſten Weiſe) überſchäumenden Liliencron, den München berauſchte, in allen ſeinen Wonnen, Nöten und Entzückungen bis in die letzte Faſer gekannt wie Bierbaum. Es iſt jammerſchade, daß er zu keiner zuſammenfaſſenden Arbeit über Liliencrons Münchener Zeit gekommen iſt, die dichteriſch und menſchlich ſo ungeheuer wertvoll war und als Ergänzung zum Bilde des lebenſprühenden Meiſters eigentlich kaum zu entbehren iſt. Vielleicht würde eine verſtändige, feinfühlige Herausgabe des Briefwechſels zwiſchen Liliencron und Bierbaum die Lücke wenigſtens einigermaßen ausfüllen.

Es wird nicht gar vielen bekannt ſein, daß Bierbaum zu damaliger Zeit einen ſehr ſchüchternen, etwas unbeholfenen, wenn auch manchmal einen ganz unerwartet angriffsluſtigen Eindruck machte. In der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft war ich ſehr oft verblüfft von einer ganz plötzlich hervorbrechenden, ſcheinbar ganz rückſichtslos ſich gebenden Behauptung. Fernſtehende haben vielleicht damals ſchon und ſpäter erſt recht den Ein-

druck gewonnen, Otto Julius Bierbaum ſei ein ſehr energiſcher, zielſicherer Ellenbogenmenſch geweſen; wie ſich bei unſerm weitern Verkehr herausſtellte, fanden wir, daß er — ſeinen Eigenwillen in Ehre! — ein ſehr zugänglicher, beeinflußbarer, ja ein unglaublich ſuggeſtibler Menſch war. Ich könnte eine ganze Reihe ernſter und ergötzlicher Geſchichten erzählen, die ſeine Beeinflußbarkeit deutlich illuſtrieren. Nicht nur, daß er im Augenblick ſich ſehr ſtark von Perſönlichkeiten gefangen nehmen ließ, in ſeiner Begeiſterungs- und Fortreißungsfähigkeit — ſeltene und wunderſchöne Eigenſchaften, die man nicht ſchmähen und verzerren ſoll, wie man es gerade Bierbaum gegenüber zu tun beliebt — ſteigerte und betonte er alles ungeheuer, was ihm an ihnen gefiel und wertvoll dünkte.

Wenn man es recht anpackte, konnte er auch bereit ſein ſich etwas ein- und dreinreden zu laſſen, leicht war es nicht; vor allem war dies der Fall bei allen Dingen, die ſein Wohlbefinden und ſeinen Geſundheitszuſtand betrafen. Seit ich ihn kannte, war immer viel von ſeinen großen und kleinen Leiden die Rede, ſie waren ſehr oft der Grund plötzlicher und uns zuerſt unerklärlicher Verſtimmungen, von Wortkargheit und Gereiztheit. Ich hörte davon ſchon bald in unſerer Wohnung an der Hohenzollernſtraße, auch an den Tagen unſerer Zuſammenkünfte mit den Freunden bei Straßer, oder an den Abenden der Geſ. f. mod. Leben; ſpäter in der Ein-

ſamkeit der Oed, bei ſeinen Beſuchen in unſerm Hauſe in Ludwigshafen, wie in der Zeit, da er in der Gernerſtraße, ſpäter in der Wotanſtraße und zuletzt als unſer Nachbar in Paſing wohnte. Auch in faſt allen ſeinen Briefen iſt davon die Rede. Nur „dieſes friſche Leutnantsgeſicht"! Man glaubte ihm ſein Kopfweh und ſeine Depreſſionszuſtände nicht. Wenn man ſo rotbackig und ſtrahlend ausſieht, ganz gegen alles Dichterprogramm! Zuerſt hörte man ihn vielleicht lächelnd an, wie wenn er einen guten Witz mache, ſobald er von Unbehagen und Krankheit ſprach, dann mit einer gewiſſen nachläſſigen Duldſamkeit; zuletzt gewöhnte man ſich beinahe daran, ihn als eingebildeten Kranken anzuſehen, mit halbem Ohr hinzuhorchen, wenn er dieſe Flöte blies, oder man verlachte und verſpottete ihn gar. — Liliencron wußte auch um dieſe Art von Zuſtände, denn er ſchreibt mir in einem Brief (9. 9. 91): „Als Menſch iſt er (Bierbaum) ſo gut, ſo treu und ſo wahr, ja wahr, überwahr. Er iſt nur wie alle feinen Naturen, ſehr nervös, dadurch oft unausſtehlich launenhaft und geradezu rückſichtslos, dann lach' ich ihn aus und geh', oder ich bring' ihn in die Höh. Nein er iſt ein herrlicher Menſch und Dichter."

All dieſe Stimmungen und Verſtimmungen kannten wir bald ſehr genau und wußten auch, wie begierig Otto Julius im Grunde war, ſich helfen zu laſſen, ſo wenig er nach außen ſo ſcheinen wollte.

Ein Nachmittag iſt mir noch ſehr deutlich in der Erinnerung; er kam mürriſch und verſtimmt zu uns und begann ſehr bald über furchtbare Kopfſchmerzen zu klagen. Ich war damals neuralgiſcher Schmerzen halber in Behandlung des ſpäteren Sanitätsrates Dr. Carl Gerſter. Als ich Bierbaum von den wundervollen Erfolgen der Heilhypnoſe erzählte, wurde ſein Kopfweh immer ſchlimmer und der Drang nach hypnotiſcher Behandlung heftiger. Ich ſagte ihm mit ernſtem Geſicht, es war aber ſpaßhaft gemeint: „Wenn Sie ſo fürchterliche Kopfſchmerzen haben, legen Sie ſich doch auf das Sofa, ich will ein paarmal über Ihre Stirne ſtreichen, Sie werden ſehen, es wird ſofort beſſer.“ Bierbaum legte ſich gleich auf das Sofa und ſchloß die Augen. (Ich wiederhole, daß ich die Sache ſpaßhaft meinte.) Nun trat ich zu ihm; kaum hatte ich nur die Hände in die Nähe ſeiner Stirne gebracht, von Streichen keine Rede, als er, zu unſerer Verwunderung, ohne ein Wort weiter zu ſprechen oder ſonſt ein Zeichen zu geben, augenblicklich in den tiefſten Schlaf verfiel. Mein Mann und ich glaubten zuerſt, er ſtelle ſich nur ſchlafend; zu unſerm nicht geringen Schrecken zeigte ſich aber, daß wir nicht imſtande waren, ihn aus ſeinem tiefen Schlaf zu erwecken, und daß wir ihn liegen laſſen mußten, bis er von ſelbſt und, wie er behauptete, völlig frei von Schmerzen erwachte.

Seine Beeinflußbarkeit zeigte ſich noch viel

ausgeſprochener in einer Privatſéance im Hauſe des Dr. C. G., wo der Hypnotiſeur Hanſen experimentierte; etwa zwanzig Perſonen, darunter auch Dr. Panizza, waren anweſend. Deutlich ſehe ich noch den widerſtrebenden, maulenden Otto Julius, den der dicke, ſchwitzende Hanſen (der nebenbei geſagt, ein ganz banaler, ja bornierter Menſch war) ſtockſteif gemacht, und Dr. A. auf den Schoß gelegt hatte, wobei beide, Dr. A. und Bierbaum unbändig lachten, bis Hanſen ſchäkernd mit dem Finger drohte, Otto Julius' Zunge betippte und dazu ſagte: „Nun können Sie nicht mehr reden," worauf Bierbaum proteſtierend hervorwürgte: „goch! goch!" Trotzdem mußte er nach nochmaligem Betippen „goch" ganz verſtummen und lag, ſteif, zwar nicht wie ein Beſenſtiel, dazu war er auch in jungen Jahren ſchon zu korpulent, aber wie ein feſt einge„fatſchtes" Wickelkind auf Dr. A.s Schoß, und konnte nur, alſo ſtockſteif, mit großen Blauaugen den Verlauf der Séance verfolgen, vor allem das vollſtändige Verſtummen ſeiner luſtigen Wärterin, des Dr. A., den Hanſen auch betippt, und der vollſtändig unfähig ein Glied zu rühren, den wagrechten, gewiß nicht leichten Otto Julius hielt.

Manchmal verſuchten Bierbaum und ich bei ſeinen Beſuchen zur Teeſtunde das Tiſchrücken. Wir taten das nicht ernſthaft, weihevoll, oder gläubigerweiſe, ſondern waren ganz freventlich luſtig und neugierig dabei.

Ein paarmal paſſierte es, Schwindel war ausgeſchloſſen, daß der Tiſch, an dem Bierbaum und ich uns gegenüberſaßen, ſobald Otto Julius ſeine Hände und ich die meinen daraufgelegt, faſt augenblicklich mit einem Sprung gegen O. J. anzuſteigen, ja ihn mit zwei Füßen zu umarmen begann, faſt bis an ſeine Achſeln kletterte und dort unbeweglich, für ihn jedenfalls ſehr wenig bequem, hielt, nicht mehr wankte und wich, bis wir beide unſere Hände lachend von der Platte des zudringlichen Tiſches löſten, worauf er ſofort zurückhopſte.

Aehnlich ging es beim eigentlichen Tiſchrücken zu. Unſere Wohnſtube war damals mit einem dicken Teppich bedeckt; der Tiſch, den wir benutzten, war ziemlich ſchwer, von Eiche, mit gewundenen Füßen, die unten verbunden waren, alſo ein recht gewichtiges Objekt, und wenig ausſichtsreich für unſer Tiſchrücken. Doch kaum hatten wir die Hände aufgelegt, als der Tiſch ſchon unruhig zu werden, zu ſchwanken, zu rücken, zu taumeln und ſich zu drehen begann, ja zuletzt dermaßen herumwirbelte und in Ekſtaſe geriet, daß wir nur mit Mühe ſeinen wilden Kapriolen — ich bitte auf dem dicken Teppich! — folgen konnten, immer rechts herum, immer rechts herum; wir in eiliger Flucht mit, nein, keuchend nach, denn er, der Tiſch, war immer voran, und bekam zuletzt dermaßen die Oberhand und Führung, daß wir nur mehr mit den Fingerſpitzen daran hingen, Hände und

Arme weit voraus, den Körper nachzogen, unter Lachen und Schreien trotzdem kleben blieben, wie am „Schwankleban". Zu guter Letzt aber konnte Bierbaum nicht mehr mit, und pumps lag er auch ſchon krebsrot, pruſtend und ſtöhnend, außer Atem am Boden, während der vertrackte Tiſch, der uns ſo herumgejagt, mit einem Ruck ſtillſtand und ebenſo harmlos ausſah, wie irgendein anderes, hausbackenes, braves Exemplar dieſer Gattung. Es müßte übrigens für Menſchen mit Humor ein reizendes Schauſpiel geweſen ſein uns beide beobachten zu können: den korpulenten, ſchimpfenden, dunkelroten, ſchwerfälligen Bierbaum und meine blaſſe, ſchmächtige, behendere Wenigkeit, von dem fanatiſchen Tiſch ſo lange durchs Zimmer gejagt, bis Otto Julius am Boden lag, und wir beide uns als die Genarrten und Gefoppten fühlten.

Mit Bierbaum, Liliencron, Schaumberg, Schaumberger, Scharf, ſowie mit ein paar Freunden Liliencrons, jungen Künſtlern, die uns Detlev als Gäſte mitbrachte, erlebten wir einen Abend in unſerem Hauſe, — es wird 1891 geweſen ſein — an den ſich vielleicht der eine oder andere Teilnehmer noch erinnern wird, und der für den jungen Bierbaum, oder beſſer den Bierbaum der damaligen Zeit ſehr charakteriſtiſch war. In unſerer kleinen Vierzimmerwohnung an der Hohenzollernſtraße hatten wir die Obengenannten zu einer Bowle eingeladen. Es war zur Zeit,

Im Alter von 18 Jahren

als mein Mann noch ſtudierte, und ich meine Stunden gab, als das Geld gerade kein ſehr häufiger und auch kein bleibender Gaſt in unſerm Hauſe war, zu jener Zeit, als mir Liliencron einmal ſchrieb: „Nein, nein, nein, 180 000 jährlich wenigſtens, wenn wir deutſche Dichter ſind. Alles übrige iſt Unſinn — — dann — dann — dann mit 180 000 könnte man dieſe verdammten Philiſter auslachen."

Ein Bowleabend war für unſere damaligen Verhältniſſe ein Ereignis. Durch irgendeinen glücklichen Zufall, ich weiß nicht mehr durch welchen, war uns Geld, und von einem Vetter, der zwar nicht in den allergeſegnetſten Gefilden am Rhein wohnte, aber doch einen ſehr trinkbaren Tropfen baute, ein Faß Wein „geworden". In unſerer Freude über dies doppelte Glück beſchloſſen wir, die andern Freunde, bei denen es auch nicht jeden Tag Bowle gab, an unſerm Ueberſchwang teilnehmen zu laſſen; wie man ja in Zeiten, wo es einem nicht gerade „brillant" geht, bekanntlich viel mitteilſamer iſt und freudiger gibt, wenn man wirklich einmal etwas zu geben hat. Briefchen flogen hin und her, alle waren gern dabei, Liliencron entzückt von unſerem kleinen, abendlichen Feſte, nur der alte Freund Wotan, (der General von Reder) ſchimpfte uns Verſchwender tüchtig, ſagte ſofort ab und meinte, wir könnten auch etwas Geſcheiteres tun, als unſere paar Gräten verjubeln und den geſchenkten Wein andern

Leuten durch die Gurgel jagen, die uns das doch niemals danken würden! Jedoch wir blieben verſtockt, hörten nicht auf die Stimme der Erfahrung und gehorchten nicht der beſſern Einſicht, ſondern beſtanden auf unſerm Abend, leichtſinnig wie junges Volk eben zu allen Zeiten iſt und war, und hatten trotz einiger ſchnell „vergänglicher" Gewiſſensbiſſe „a Freid", wie Liliencron ſo gern und ſo ſchön ſagte. Natürlich nahmen wir — auch unſer damaliges Mädchen Franzi — den Abend höchſt wichtig und begannen ſchon am Morgen mit den Vorbereitungen. Als wir mittags bei Tiſch ſaßen, erſchien unſer getreues Faktotum Franzi, nachdem ſie lange an der Wohnungstüre gewiſpert hatte, ſehr verlegen mit einem großen weißen Zettel und meldete ziemlich ratlos: draußen auf der Stiege ſitze der Herr Baron v. Liliencron und warte auf Antwort. Nicht um die Welt ſei er zu bewegen einzutreten, da die Herrſchaften bei Tiſch ſeien. Er flehe inſtändig darum, daß niemand herauskäme, nur um ein paar Worte bitte er. Auf dem Zettel ſtand mit großen, eckigen Buchſtaben nur die mit Bleiſtift geſchriebene Anfrage, ob er ſeine beiden jungen Freunde Mangelsdorf und Momme Nieſſen mitbringen dürfe. Mein Mann ſprang ſofort auf, aber Liliencron floh vor ihm ſchnell die Treppe hinab und proteſtierte: „Nein! Nein! Aber nein!" und rief in einem Atem, immer weiter ſtürzend, am Fuß der letzten Treppe: „Alſo ja, ich darf

ſie bringen?" Dann ſah ich ihn mit ſ—pitzen Abſätzen über die ſ—pitzen Iſarſ—teine vor unſerm Hauſe trippeln, die er gar nicht liebte, die ihm ein Greuel waren und ſtets den Seufzer erpreßten: „Oh, dieſe ſ—pitzen Iſarſ—teine!"

Am Abend war alles in allerbeſter Stimmung; die beiden jungen Künſtler, der lebhafte, unruhige Mangelsdorf und der große, hellblonde Momme Nieſſen mit dem merkwürdig kantigen, wie mit einer Art zugehauenen Kopf, fügten ſich prächtig ein in unſern Kreis, und wir waren bald alle in anregendſter Unterhaltung. Nur Otto Julius fehlte noch. War es ſchuld der nicht vorhandenen 777 Kammerdiener, von denen Liliencron einmal ſo reizend an mich ſchrieb: „Der Julius muß 777 Kammerdiener um ſich haben, ich zittere, wenn er nicht mehr bei ſeiner herrlichen, ihn ſehr verwöhnt habenden Mama iſt." (Jedenfalls war er damals nicht bei ſeiner ihn „ſehr verwöhnt habenden Mama"!) Oder hatte er irgend etwas gegeſſen oder getrunken, was ihm Schmerzen machte, wogegen er Mittel um Mittel ohne Erfolg verſucht hatte, und was ihn abhielt zu kommen? — Endlich, nachdem wir ſchon ziemlich viel Bowle getrunken hatten, und unſere Stuben von Rauch, heiteren Reden und fröhlicher Stimmung erfüllt waren, dräute er in unſere luſtige Kumpanei herein, wie ein großer, düſterer Fleck. „Die Frühlingswolke", (ſein großer, hellgrauer Hut), das einzig Lichte an

ihm für dieſen Abend, hing draußen im Gang, und was er in die Gemütlichkeit unſerer Zimmer trug, war gerade nicht von Frühlings Gnaden.

Sorgenſchwanger ſaß er an einer Ecke des Tiſches, ſchaute finſter auf unſre Bowlegläſer und grollte dumpf, daß er einen verſtauchten, außerordentlich ſchmerzenden Magen hätte, jede Bowle abſolut haſſen, ja verachten müſſe; daß er gar nicht begreife, wie man überhaupt Bowle trinken könne, etwas derart Schwappliges, Charakterloſes, Glitſchiges, Untertäniges, Schleimiges wie Pfirſichbowle noch dazu! Eine Flaſche guten Rotweins, die ſich zufällig im Keller fand, machte ſeine Stimmung etwas weniger grau; er begann ſogar nach und nach mit milderen, zuletzt mit intereſſierten Augen auf unſere ſich leerenden und wieder füllenden Gläſer zu ſchauen, und er, der unſerm ſonſtigen Tun und Treiben kaum irgendeinen Anteil geſchenkt hatte, erwachte plötzlich und horchte auf uns. Scharf hatte ein paar Mackayſche Gedichte im Mackayſchen Stil vorgetragen und Momme Nieſſen, der im Zimmer meines Mannes einen Band Storm erobert hatte, begann ein paar feine Stormſche Lieder zum Entzücken Liliencrons ſehr gut zu leſen, und noch ein paar reizende dazu, zu denen wir ihn aufgefordert hatten wie: „Sommermittag".

„Nun küſſe mich, verliebter Junge
Doch ſauber, ſauber! nicht zu laut!"

die anſcheinend Bierbaum ſehr gefielen.

Mit viel weniger Gefallen jedoch hörte einer unſerer Gäſte die beiden etwas ausgedehnten Vorleſungen an. Er war ausſchließlich für die „Jungen", ausſchließlich für die Modernen. „Platz für die Kommenden! Platz für die Modernen!" Die Alten waren doch nur „retardierendes Element". Dies Breittreten Mackays, den er ganz und gar nicht für einen Modernen hielt, und dies Hervorheben „mediokrer", ſchon längſt „überwundener" Dichter, brachte ſeine reizbare Seele gewaltig in Aufruhr. Gewiß denkt er jetzt ganz anders darüber, und lacht herzlich, daß er einmal Dichter, die nicht zur Moderne gehörten, mit Feuer und Schwert bekämpfte. Scharf mit ſeinen Mackay-Gedichten hatte ihn geärgert, aber Momme Nieſſen mit dieſem endloſen larmoyanten Storm, den die andern nur aus Höflichkeit bewunderten, reizte ihn dermaßen, daß er nicht mehr ruhig in ſeinem großen Lehnſtuhl ſitzen konnte, ſondern vor Erregung auf den Lehnen herumtrommeln mußte, leiſer und ſtärker, heftiger und beſchleunigteren Tempos, je nachdem ihn der „relative" Wert oder Unwert der Darbietungen ärgerte. Storm mußte einen doch langweilen, und die Art und Weiſe wie Momme Nieſſen ihn vorlas (er war ein ausgezeichneter Storminterpret), forderte geradezu einen ſchneidigen Proteſt heraus! Liliencron, der zuerſt in ſeiner Stormbegeiſterung „entzückt" immer neue Gedichte hören wollte, hatte die ſich ſtets

ſteigernde Unruhe und Gereiztheit des Stormgegners nicht bemerkt; bei der erſten Bewegung und dem erſten Ton des Proteſtes geriet auch er in eine merkwürdig zapplige Erregung, die aber grundverſchieden von der des Proteſtlers war. Er, Liliencron, hatte doch Momme Nieſſen gebracht, ihm begeiſtert bei ſeinen Vorträgen zugeſtimmt, und nun mißfiel dieſer Unſelige einem der Gäſte des Hauſes! Er lief mit geſträubtem Schnurrbart umher, lächelnd, begütigend, die harten Worte auffangend, leiſe mahnend und dennoch ratlos, wie eine brave, tüchtige Henne, der die Entlein, die ſie ausgebrütet hatte, ins Waſſer gegangen waren. Otto Julius, der nach einigen ſpähenden Seitenblicken, einigem Zaudern und einer kleinen Verlegenheit vom Rotſpohn plötzlich zur Bowle übergeſchwenkt war, ſah die beiden Parteien ſich bilden und nahm ſofort mit flatternden Fahnen den Kampf ſehr unzweideutig auf. Er war ſehr für Storm, er war überhaupt für das Alte, er war auch für das Neue, gewiß, er war für alles, was gut war. Warum ſollte er denn nur für eines ſein? Aus welchem nur einigermaßen vernünftigen Grunde etwa nur für die Modernen? Erneutes, viel heftigeres Trommeln des Stormhaſſers, und verdoppeltes Trippeln Liliencrons. Otto Julius ſtirnrunzelnd und nachdrücklich: Er war ſelbſtverſtändlich und mit Leib und Seele bei den Jungen*), aber das war doch kein Grund

*) Wir waren in der Blütezeit der Geſ. f. modernes Leben.

nicht auch Schönes und Gutes ſonſt zu lieben! Solche Einſeitigkeit! Solche Beſchränkung und Begrenzung! Eine derartige Einengung! Ueberall ſollte man ſich den Genuß holen, nur nichts monopoliſieren, um Gottes willen ſich den freien Blick und die unbegrenzte Genußfähigkeit erhalten! Wohin würden wir treiben mit dieſer Art von Kunſt!

Das war alles ziemlich leiſe, beinahe mit rauher und heiſerer Stimme geſprochen, durchaus nicht aggreſſiv, eher beſcheiden, wenn auch ſehr beſtimmt, wirkte aber wie Feuer in ein Pulverfaß. Da war ſchon die Exploſion! Ziſchend, fauchend und brodelnd fuhr's in die Höhe und über O. J. her. Zwei gerieten jetzt aneinander, mit einem gewiſſen verbiſſenen Erſtaunen, daß ſie ſich nicht beſſer gekannt und taxiert hatten, zwei, die ſich für den Augenblick bitter haßten, ja verachteten, und doch ihren wütenden Haß und ihre ingrimmige Verachtung ſo ſchnell wieder vergaßen und wieder Freunde wurden.

„Was?" ſchrie, nein ziſchte der Stormverächter. „So redet man, wenn man Journaliſt werden will." (Journaliſt zu werden, überhaupt Geld mit der Kunſt verdienen wollen, galt damals als das Verabſcheuenswerteſte, man mußte alles nur aus innerſter Notwendigkeit tun, wenn man nicht verächtlich werden wollte.)

„Ja, wenn man Journaliſt werden will, und auch die dazu nötige Charakterveranlagung hat. Dann freilich kann man alles

goutieren, alles genießen, alles bewundern, dann verſteht und kennt und liebt man alles! — Sie laufen ja auch ſtundenlang durch die Ausſtellungen, können Hunderte von Bilder in ſich aufnehmen und ſogar mit einer gewiſſen Begeiſterung darüber ſchreiben. So etwas iſt ja ſchauderhaft! Ich ſchaue mir ein — zwei — drei Bilder an, die erſchöpfe ich aber und genieße ſie aus!"

O. J. B. „Ich bedauere Sie tief wegen dieſes Mangels an Genußfähigkeit, Sie tun mir wahrhaftig leid."

Der Gegner, fauchend: „Ich brauche Ihnen nicht leid zu tun, ich ſelbſt tue mir ganz und gar nicht leid, ich bin ſtolz auf dieſe Beſchränkung. Sparen Sie doch Ihr Mitleid, nur ein unproduktiver Menſch kann ſo ſprechen wie Sie."

O. J. B.: „Ich wüßte nicht, daß gerade Sie berechtigt wären —"

Der Gegner in höchſter Wut: „Haben Sie etwa jemals auch nur den geringſten Beweis geliefert, daß Sie ein produktiver Menſch ſind?"

Otto Julius erhob ſich; er war blaß, rote, abgegrenzte Flecken zeigten ſich auf ſeiner Stirne, Wirkung der Erregung und des Alkohols. — Das Fürchterlichſte, das Entſetzlichſte war ihm paſſiert, was ihm paſſieren konnte. Man hatte ihn beſchimpft, ſchmählich vor ſeinen Gaſtfreunden beſchimpft, blamiert und gerichtet vor der Frau des Hauſes. Ein unproduktiver Menſch! Konnte ei-

Leipzig 1886/87

nem denn etwas Demütigenderes, etwas Schmachvolleres entgegengeſchleudert werden? Das war ein Makel, der nie abzuwaſchen war, nie, niemals!

So ſtand er einen Augenblick blaß und rot gefleckt, die Brauen zuſammengezogen, die Augen dunkel und drohend, aber ohne einen Blick nach dem heftig rauchenden und zu einer neuen Exploſion anſetzenden Pulverfaß zu tun, und ſchwankte dann ſtumm, ohne Gruß, ohne ein Wort der Verabſchiedung an die Runde nach der Türe. Ich weiß nicht mehr, ob er die „Frühlingswolke" im Korridor erblickte und mitnahm, oder ob er ohne den großen, lichten Grauen in den engliſchen Garten ſtürzte.

Bis zum Morgen rannte er dort herum und konnte keinen Ausweg aus dem Wirrſal finden. Es ſtand bei ihm feſt, der Schimpf, ein unproduktiver Menſch zu ſein, ſei ſo furchtbar, daß er uns nicht mehr unter die Augen gehen könne, ehe dieſe Schmach nicht getilgt war, getilgt durch irgend etwas. Aber das „wie" blieb immer unklar, und trieb ihn ruhelos umher. — Was konnte, was ſollte er tun? Den Beleidiger fordern, unſchädlich machen, ihn zur Zurücknahme ſeiner ungeheuern Beſchuldigung zwingen? — Sich ſelbſt umbringen? — Eine große künſtleriſche Tat tun? Eine Tat, die er dem ganzen Kreiſe triumphierend verkünden, und wodurch er den Widerſacher demütigen konnte?

So wälzte er Pläne und Rachegelüſte und

irrte, bedrängt von Rotſpohn und Bowle, gepeinigt von Schmerzen und Sorgen bis zum Morgengrauen umher, wie nur irgendein deſolater Selbſtmordkandidat, der nicht mehr an und aus weiß. Mit dem verrauchenden Alkohol und der entſchwindenden Nacht ſcheint dann eine mildere und rührſelige Stimmung eingezogen zu ſein, eine Ahnung davon, daß es vielleicht noch eine andere Schmach für einen Mann geben könne, als die, ein unproduktiver Menſch geſcholten zu werden, und daß das Leben am Ende doch noch Gelegenheit geben könnte, das Gegenteil glänzend zu beweiſen.

Wenn nicht am andern Tag, ſo doch ſicher in den nächſten Tagen war aller Groll auf den ſpäteren Freund vergeſſen; Otto Julius konnte ſogar ſehr bald über die furchtbarliche „Leben- und Todaffäre" herzlich lachen, kam wieder in unſer Haus, wenn auch etwas befangen, weil er ohne Abſchied gegangen und ſich wie ein „Bär" benommen hatte, und erzählte mir, mit köſtlichem Humor und einer feinen Selbſtironie, die bis zuletzt ſeine Stärke blieb und eine ſeiner glänzendſten Eigenſchaften war, die ganze Räubergeſchichte.

Viel weniger raſch fand Liliencron ſich mit dem Schluß des heitern Abends ab. Er fühlte ſich ein bißchen verantwortlich, weil er Momme Nieſſen gebracht, der durch ſeine Stormvorleſung Aergernis erregte, und fühlte ſich in noch viel höherem Maße verant-

wortlich für Bierbaum, für den er wünſchte, daß man das Höchſte von ihm glaube, für den er auch das Höchſte hoffte. Nicht oft genug konnte er auf den Abend zurückkommen; er beteuerte immer wieder, daß er ganz und gar an die Künſtlerſchaft Bierbaums glaube, und daß ihn der Vorwurf der Unproduktivität, den man O. J. gemacht, ſchwer gekränkt habe. Er ſchrieb mir ſogar darüber: „Er iſt Lyriker, ganz unglaublich entzückende Gedichte ſchreibt er.“ Und 9. 9. 91.: „Nein, nein, er iſt ein herrlicher Menſch und Dichter!“ Ja, er war ſo durchdrungen von der künſtleriſchen Perſönlichkeit Bierbaums, daß er ſich vielen Kummer darüber machte, daß O. J. B. um Geld ſchreiben mußte; für Liliencron war das etwas Verderbenbringendes und Schmähliches, freilich in anderem Sinne als es zur damaligen Zeit ſonſt empfunden wurde. 20. 10. 91 ſchrieb er mir von Ottenſen: „Ueber Otto Julius bin ich in tiefſter Sorge und Unruhe. Gott (Wer?) gebe ihm ein ſtarkes Herz. Oh, dieſer Dichter, wenn er nur nicht Schriftſteller werden müßte! Ich leide um ihn unſäglich. Er iſt mir wie kein anderer Menſch je ins Herz gewachſen. Mehr darf ich nicht ſagen.“

Liliencron hat es in jener Zeit beſtimmt ſchwerer verwunden, wenn jemand auf Bierbaum ſchalt, als dieſer ſelbſt. Beſonders wurmte ihn, daß man B. Vorwürfe über ſeine kritiſche Tätigkeit machte, ſeinen flammenden Enthuſiasmus, ſeine Begeiſterungs-

und Fortreißungsfähigkeit verzerrte und verſpottete. Liliencron wußte, wie viel Bierbaum für ihn getan, für ihn und andere, ohne im allgemeinen mehr zu ernten als Spott und Hohn und den Namen „der Reklametrompeter". So weit ich weiß, hat Otto Julius von ſeinem Enthuſiasmus und ſeinem Eintreten für andere blutwenig gehabt, oft weniger als blutwenig. Oder wüßten andere zu ſagen, daß ſie ebenſo für ihn eingetreten ſeien? Auch Liliencron nicht, wenigſtens weiß ich von keinem Wort, das dieſer für ihn in der Oeffentlichkeit geſprochen oder geſchrieben hätte.

Aber Neid und Mißgunſt, die Bierbaum ſo reichlich erfuhr, ſchmerzten Liliencron immer, und er wurde nicht müde im engen Kreis davon zu ſprechen, was Otto Julius für ihn getan. So ſchreibt er z. B. 95: „Unſer armer Ottju! Welch ein treuer, ſtets ſich gleichbleibender Freund iſt er für mich! Er wird von den Neidhammeln zu widerwärtig angegriffen."

Und früher (5. 3. 91, Ottenſen): „Mit ungemeiner, tiefſter Herzlichkeit danke ich Otto Julius für ſeine Biographie über mich. Wie unſäglich liebevoll iſt ſie geſchrieben. Sagen Sie ihm auch von mir, wie tief dankbar ich ihm bin. Das war von ihm eine Freundestat. Ich rechne natürlich jetzt nicht darauf, daß ſie mir nützt, denn ſie wird nirgends geleſen werden, und wenn, mit Haß und Neid. Aber ſpäter, wenn ich tot bin, wird

ſie mich ſchützen vor dem Gift und der teutſchen Sentimentalität und Langeweile der Literaturhiſtoriker."

Später mag Liliencron vielleicht anders über dieſe enthuſiaſtiſche Biographie und ſeine Freundſchaft mit Otto Julius gedacht haben, die Beziehungen wurden weniger warm, aus welchen Gründen oder aus welchem Anlaß, entzieht ſich meiner Beurteilung. Solange ich Briefe von Liliencron habe, ſpricht er mit der größten Liebe von der Münchener (Hamburger) und Berliner Zeit, die ſie zuſammen verlebten. Ich hörte wohl einmal, es ſei ein Bruch zwiſchen den beiden geweſen, daran glaube ich jedoch nicht. Ich traf Liliencron noch im Hauſe Bierbaums hier in Paſing nach ſeinem Münchener Vortrag (1905 ?). Liliencron verkehrte mit Bierbaum und mit mir in alter, lieber Weiſe, ſprach lebhaft und angeregt, erzählte viel von ſeinem Heim, von ſeinen Vorträgen und Erlebniſſen, beſonders viel von der Duſe, die er aufs höchſte verehrte, von alten Zeiten ſprach er allerdings nicht.

# Hermann Croissant

## Bierbaum, der Gärtner und Säemann

Wenn er drüben unter dem Sonnengrün des Baumschlages im hellen Anzuge, auf dem Kopfe seinen großen weichen Hut, zwischen den silbrigen Birkenstämmen langsam auftauchte und wieder hinter dem Busch verschwand, umtanzt von seinen fünf seidenhaarigen Foren, die wie lichte Sonnenflecken auf dem dunkeln Waldgrund hin- und herhuschten, dann wünschte ich ihm die Erfüllung seiner Sehnsucht, sein altes Schloß drunten in Südtirol, mit Garten und Park, seinem Park, aber auch einige blanke Millionen dazu.

Er war der geborene Mäzen; hatte er, so gab er gerne und reichlich, er streute sogar unachtsam von seinem Ueberflusse aus und legte so manche reiche, ausgereifte Saat auf raschtreibenden Boden, während seine in des Lebens Not gut bewurzelten Sämlinge oft als Spätlinge kamen.

Die Millionen aber — selbst in englischen Pfunden — wären mit seinem Tode größtenteils in Kultur- und Kunstwerte umgesetzt gewesen, denn er war ein intensiver Genießer, hatte Liebe und Gewissen für Werdendes, dazu eine heute noch seltene Art Unternehmer-

ſinn, eben jenen Geiſt, der ſchon Gold in Kultur umzuſetzen wagt; darum ſcheiterten auch viele ſeiner Vorſchläge und Unternehmungen, denn Geld muß noch Geld hecken — vielleicht zur Anreicherung des Bodens für künftige Kultur.

Bot ihm die Moderne Kunſt, mochte ſie auch noch den Stempel des Ringens in ſich tragen, er griff gerne danach; Unzulängliches, modern aufgeputzt, widerſtrebte ſeinem äſthetiſchen Empfinden, ſtörte ihn in ſeiner Umgebung am Schaffen, davor wollte er Künſtler und Genießer ſchützen. Dies und wirtſchaftliche Oekonomie ließen ihn darum auch oft zum Alten greifen und Spürſinn und Urteil Schönes finden — und ein ſchönes Stück neu- oder wiederentdeckt zu haben, war ein Feſt reiner Freude für ihn, das er gerne mit guten Freunden wieder und wieder erlebte.

Da ſeinem Farben- und Formenſinn die Geſtaltungsgabe verſagt war, übte er an der bildenden Kunſt Kritik, am liebſten durch Auswahl, — innerer Zweck ſeiner meiſten Unternehmungen, Pan, Inſel — und da Genußhunger ſeine Fähigkeit nachzuerleben ergänzte, vielleicht entwickelte, übte er gut und gern poſitive Kritik, — es ſei nur an ſeine Künſtlermonographien und Pan erinnert — wurde er bei ſeinem Betätigungstrieb, ſeiner Arbeitskraft, ſeiner perſönlichen Spannungsweite und ſeinem vorgreifenden Ideenreichtum zu einem großen und vielſeitigen Anreger,

mit ſeinem feinen Empfinden und ſeiner Begeiſterungsfähigkeit zum Förderer für keimende Künſtlerſchaft. Künſtleriſcher Inſpirator oder Leiter einer Kunſtanſtalt hätte er auf die Dauer kaum ſein können — Kunſt hätte ſie gebracht, aber kein Geld — am eheſten noch, da ihm ſelbſt die Macht des Mäzens nicht gegeben war, und bei ſeiner Vielſeitigkeit auch am wirkungsvollſten der Anreger und Ratgeber eines echten Kulturmenſchen mit fürſtlichen Mitteln und größter Achtung vor fremder Perſönlichkeit; den fand er nun nicht. Trotzdem wird ſich einmal ſein Einfluß auf unſere Kunſt und Kultur, ſelbſt noch im Nebenher ſeiner hauptſächlichſten künſtleriſchen Tätigkeit, als groß erweiſen.

Wilhelm Oſtwald ſcheidet die Künſtler der Wiſſenſchaft, die Erfinder und Entdecker großen Stils, in Romantiker und Klaſſiker; bei den einen ſtempelt die vorahnende Seele zwingend Charakter und Handlungen, die andern ſtellen bewußt die Seele unter die Herrſchaft des Verſtandes, die charakteriſtiſchen Unterſchiede zwiſchen weiblicher und männlicher Lebensäußerung. Bierbaum war als wirkende Perſönlichkeit Romantiker im Oſtwaldſchen Sinne. Der Siebenundzwanzigjährige empfand ein Weſentliches in ſeiner Kunſt als Ausfluß einer ſeeliſch weiblichen Zugabe, gegen die er ſich auflehnt. Seine Fähigkeit, ſich in die Leiſtung anderer einzufühlen, alſo ſeine kunſtkritiſche Veranlagung, bekämpft er als weiblich, als Schwäche. Er

Als Einjähriger (1886)

ſchreibt in jener Zeit: „Sie ſind ein Mann, und ich bin nicht einmal ein Weib, ſondern einfach ein Frauenzimmer . . . Verſtehen Sie meinen Schrei ‚An die Künſtler‘. Das iſt, nach anderer Richtung hin, Aehnliches.“ Der Vierzigjährige ſagte, dieſer perſönliche Zwieſpalt, dieſe Tragik unerfüllbarer Sehnſucht, gleiche ſich ſchöpferiſch aus. Die Triebkräfte der Romantiker wirken in ihnen unbeirrter, ihre Seelenbahnen verlaufen ſtetiger als die der Verſtandesmenſchen. Darum iſt auch Bierbaums Verhältnis zur Religion — er war zeitlebens Myſtiker —, ſein Verhältnis zur Kunſt, zur alten wie zur modernen — gegen die Ismen und Asmen in der Kunſt wendete er ſich ſchon 1891 —, und ganz beſonders ſein Verhältnis zu Goethe — im Gegenſatze zu vielen aus der Bewegung der neunziger Jahre — von früher Jugend auf im ganzen und großen das gleiche geblieben;*) ſeine Kunſtanſchauungen und ſeine ganze künſtleriſche Perſönlichkeit waren von Anfang an beſtimmt gerichtet und bald ſcharf umriſſen; ſeine Eindrucksfähigkeit für das geiſtige Fluidum zwiſchen den Menſchen wie das darauf fußende Vorahnungsvermögen, auch Romantikereigenſchaften, wurden ihm Ausgleichsfaktoren und ſchützten ihn in ſeiner Kunſt vor frühzeitiger Antiquierung. Auch in dem Nebenher ſeiner Schriftſtellerei war er echter Romantiker, der impulſive reiche Ent-

*) Schon in ſeiner deutſchen Maturitätsarbeit (1885) iſt dieſes Verhältnis zur Kunſt und zu Goethe feſtgelegt.

decker und Erfinder, der immer weitergibt, lehrt und Schule macht.

Bald gefallen ihm die Wege der modernen Bewegung nicht mehr. 1892 ruft er: zurück zu Goethe, er ſtudiert in jener Zeit eifrig ſein Leben, er lieſt Tauler und überſetzt das Lied: „Es kumpt ain Schiff geladen . . .“ ins Hochdeutſche und ſchreibt: „Sehen Sie: ſo was geht über alle moderne Kunſt. Es wird gar wohl dabei Ihrem Otto Julius Bierbaum.“ Ueberhaupt Bierbaum der Briefſchreiber! der Dichter in Briefen und reiche Mäzen! Wie warm dankt er der Güte der frommen Saleſianerinnen von Beuerberg, 14. 11. 92: „Heute auskultierte mein Arzt auch noch eine Herzaffektion. Keine ſchlimme zwar, aber doch eine. Die guten Nonnen beten, ſcheint's, nicht eifrig genug. Der Teufel weiß, woran ſie zwiſchenhinein denken. Ich werde mich beim heiligen Franziskus von Sales, ihrem Gründer, beſchweren. Auch laſſen die Stuhlzäpfchen der Schweſter Apothekerin an Eleganz der Form und damit an leichter Handlichkeit zu wünſchen übrig. Aber ihr Barletta (87er), den ſie obendrein pumpen, iſt um ſo rühmlicher. Ueberhaupt, dieſe Saleſianerinnen. Es ſind doch gute Weiberchen. Wo wäre ich ohne ihre gütevolle Hilfe. Ganz zu ſchweigen von ihren Gebeten, die meine Seele lieblich ſtreicheln. Oh, ich verſtehe den guten Brentano, daß er Jahre um Jahre am Lager einer ekſtatiſchen Nonne ſaß, immer katholiſcher werdend. „. . . o Zeit! o Kleid! o Ewigkeit!“

„Wenn man müde wird, iſt es ſo gut katholiſch zu werden mit ganzer Seele. Aber ohne Dogma und Denken. Ganz nur viſionär, über der Welt, alle flachen Sinne niedergehalten, chriſtusverbrünſtigt und mariaverliebt.“

„O du im Roſenſtrauche,
Du mit dem Roſenherzen,
O du im Roſenhauche,
Du mit den Dornenſchmerzen,
Regina rosarum Maria!“

Als er Goethes Geſpräche mit Eckermann las, ſchrieb er: „Kater Murr iſt gerade ſo geſcheit wie Goethe, aber Tauler war doch der geſcheiteſte.“ Auch in Goethe fand er den Zwieſpalt wie in ſich ſelbſt, nur bei ihm ſehr glücklich ergänzt durch Verſtand, ſo daß er ſich aus dem Romantiker der Jugend zur vollſtändig harmoniſchen künſtleriſchen Perſönlichkeit als Mann zu entwickeln vermochte, bei der im Alter der Verſtand zu überwiegen begann.

Wie er ſelbſt ein großer Briefſchreiber war, ſo las er auch gerne gute Briefe. Im Jahre 1892 ſchrieb er: „Ich leſe Briefe von Friedrich von Gentz und Johanna von Müller und der Rahel pp., und es iſt mir in dem großen Entzücken über dieſe Briefe ein Plan gekommen . . . Aber dazu müßte ich Zeit und Geld haben; und ſo wird es wohl nur Plan bleiben.“ Er dachte an ein groß angelegtes Briefwerk, es blieb Plan, doch ſpäter griff er den Gedanken in veränderter Form wieder

auf, der nun von anderer Seite in der Zeitſchrift „Der Brief“ zur Ausführung gelangt ſein ſoll. So erging es ihm mit einer großen Zahl ſchon ſehr frühzeitig gefaßter Ideen. Wie lange ſchon trug er ſich mit einem Unternehmen ähnlich dem Pan, und wie ſpät kam es zur Verwirklichung.

Ich wollte eigentlich nur von Bierbaum dem Gärtner erzählen; von der Pflanzengärtnerei verſtand er wenig, er liebte die Pflanzen, wie er die Erde und das Leben liebte. Wenn er ſie darum manchmal im Sonnenbrande die Köpfe hängen ſah, ſo gab er ihnen einen Guß friſchen Waſſers, und da er es ſehr gut mit ihnen meinte, oft gemiſcht mit Jauche, „mit etwas Duft“, wie er ſagte, und war dann erſtaunt, wenn die Guten des Abends zuſammengerollte dürre Blätter hatten. Wie eifrig beſprühte er die von Max Arthur Stremel, dem Freunde, der ein leidenſchaftlicher Gärtner iſt, die ſchön in Reih und Glied geſetzten jungen Pflanzen, ſo mit Hingebung — ſein Zwicker ſtörte ihn bei dieſen Hantierungen zu ſehr, weshalb er ſelbſt ſelten das Wirken ſeines liebevollen Handelns ſofort erkannte —, daß Stremel viele am nächſten Tage in alle Winde zerſtreut und, wo ſie geſtanden hatten, vom Waſſerſtrahl ausgebohrte Löcher fand. Aber wenn er in ſeinem langen, weißen Gartenhabit, den großen Strohhut auf dem Kopfe, die Anlage der Beete anordnete, oder Pflanzengruppen verteilte, war er der ſichere, der ſelbſtverſtänd-

liche Gartenkünſtler, der ſich ſeiner Wirkung bewußt war, wenn ihm nicht manchmal ſeine mangelhaften Erfahrungen in der Pflanzenkultur den Erfolg ſchmälerten. Und wie in ſeiner Buchkunſt, ſeiner Wohnungskunſt, ſo griff er auch hier ſchon als Junger zum rechten Mittel. Es mag im Jahre 1892 oder 1893 geweſen ſein; wir wollten nach dem Verlaſſen des Nymphenburger Parkes gerade das Rondell bei der großen Fontäne überqueren: da blieb er plötzlich ſtehen. Vor uns eine überquellende, faſt wilde Buntheit in den Blumenbeeten. Dahinter die Ruhe des Schloſſes und durch ſeine Bögen der Blick in den ſtillen Park; dem leichten Dunſte, der dort über den Beeten lag, ſchienen die weißen Figuren wie einem Bade zu entſteigen; vor dem grünen Abſchluß des Parkes blinkte nur manchmal im Sonnenſchein das Waſſer der Kaskade. Auf den Vordergrund deutend, ſagte er ungefähr Folgendes: Dieſe verwirrende Buntheit laſſe ich für den Hausgarten gelten, hier ſtört ſie, in großen Anlagen wirkt ſie auflöſend, die Linien verwiſchend, unordentlich; nur große Formen, meinetwegen geometriſche, einfarbig, als bunte Klexe, wirken hier, paſſen in dieſen Rahmen; dann ſprach er noch davon, wie man teilen könnte, wie er die Farben mit dem Durchblick durch die Tore zuſammenklingen ließe. Erſt ſeit einigen Jahren iſt man im Gartenbau in die damaligen Anſchauungen Bierbaums über Gartenkunſt hereingewachſen. Wie bereits bemerkt, wollte

ich urſprünglich nur von Bierbaum als Gärtner reden, doch ſein Werk war ein unausgeſetztes Säen und Pflegen im bunten Garten des Lebens, und ſo erzählte ich einiges von dieſem frohen Säemann. Eines bedauere ich, daß meine große Fußreiſe mit ihm durch das Bayerland nicht zuſtande kam, denn er war auch ein tüchtiger Reiſemarſchall.

Der Romantiker, ein ſenſibler Suggeſtibler, iſt zugleich Medium und Pol, der in ſich die Sehnſucht der Vergangenheiten häuft, auf den die Sehnſucht ſeiner Umwelt einſtürzt, er iſt pſychiſcher Akkumulator von einſt und jetzt und darum Träger revolutionären Zukunftsgeiſtes, und wenn er mit ſtarkem Arbeitstrieb belaſtet iſt, vorgreifender Erreger und Dränger, der ſich meiſt bald aufbraucht; iſt er zum Dichter auserwählt, dann geht er, ein Lied auf den Lippen, mit leuchtenden, ſchenkenden Augen über die Erde, ſie ackernd und beſämend und wieder für zukünftige Tage Schätze ſpeichernd, ſorglos um ſich, beſorgt um ſeine Laſt und Arbeit, auch noch wenn er daran zuſammenbricht. Die Früchte ſeiner Arbeit reifen der Zukunft zu, und ſeine ſchwere Laſt wird ihr werbendes Gut. So war das Leben von Otto Julius Bierbaum, und ſo wird er in die Zukunft wirken.

# Professor Franz v. Stuck

Mit Otto Julius Bierbaum war ich seit 1891 bekannt und befreundet. Außer seiner dichterischen Bedeutung, die ich sehr hoch einschätzte, viel höher, als viele seiner Dichterkollegen, war er in außergewöhnlichem Maße mit einem klaren Verständnis für Werke der bildenden Künste begabt. Sein sicheres Urteil und warmherziges Eingehen auf die Absichten der Künstler haben mich oft in Erstaunen versetzt. Nicht gering schlage ich auch das an, was er selbsttätig in Dingen des Geschmackes, z. B. der Buchausstattung, geleistet hat. Vieles, was heute darin als selbstverständlich gilt, ist auf seine Anregung und sein Vorbild zurückzuführen.

# Sanitätsrat Dr. Karl Gerſter

Am 24. Dezember 1890 kam ein junger Mann in meine ärztliche Sprechſtunde (ich praktizierte damals noch in München), den ich zunächſt für einen Kandidaten der Theologie oder Philoſophie hielt. Seine etwas gebeugte Haltung, ſein ſchlottriger Gang, die dunkle, verſchliſſene Kleidung, das blaſſe, rundliche, faſt unbewegliche Geſicht, der dumpfe Klang der leiſen Stimme und die anſcheinend verlegene Art, in der er ſein Leid klagte, ließen mich vermuten, daß die Konſultation in einen Appell an mein gutes Herz ausklingen werde. Als wir aber mehr und mehr ins Reden kamen, als wir von ſchmerzlichen Nervenbahnen übergingen auf neue Bahnen der deutſchen Literatur, da ward das Geſicht meines „Kandidaten" beweglich, die Stimme ward hell und klar, fröhlich blitzten die Augen und zum Schluß ſagte ich ihm: „Sie ſind wohl ſelbſt Dichter, und wenn Sie's nicht ſind, dann ſteckt ein prachtvoller Kern zum Poeten in Ihnen."

„Nu, nu," ſächſelte mein „Kandidat", „ſehe ich wirklich aus wie ein Lyriker? Aber ich will's nicht leugnen: Kern wohl, ob prachtvoll, wird ſich zeigen."

1888

Das war meine erſte Begegnung mit Otto Julius Bierbaum und als ich ein paar Tage drauf meiner verehrten Freundin Frau Croiſſant-Ruſt begegnete, ſagte ich ihr:

„Da war neulich ein Prachtkerl bei mir, von dem wollen wir uns jedes Papierſchnitzel aufheben, der kriegt dereinſt eine Seite in der deutſchen Literaturgeſchichte."

Am 15. Januar 1891 kam Otto Julius (ſo nannten ihn ſeine Bekannten) wieder zu mir und brachte mir eine Einladung zum 1. öffentlichen Abend der „Geſellſchaft für modernes Leben", 29. Januar im großen Saal der „Iſarluſt". Natürlich erſchien ich dort und meldete mich gleich als Mitglied, hörte dann Dr. M. G. Conrads einleitenden Vortrag über „die Ziele der Geſellſchaft für modernes Leben", O. J. Bierbaums Darſtellung der „Deutſchen Lyrik von heute", worauf Hanns von Gumppenberg die „Deutſche Lyrik von geſtern" in Parodienform verhöhnte. Die Kgl. Hofſchauſpielerin Frl. Anna Dandler und der Kgl. Hofſchauſpieler Ferdinand Bonn trugen dann Dichtungen von K. Henkell, Arno Holz, Detlev v. Liliencron, J. H. Mackay, Georg Schaumberg u. a. vor, Julius Schaumberger verbreitete ſich über „moderne Novelliſtik" und ſchließlich diskutierte man über die „Freie Bühne".

Das war der Geburtstag der Münchener „Moderne", die damals viel Widerſpruch hervorrief und die man vielfach für „einfach verrückt" erklärte.

Seit jener Zeit verband mich treue Freundſchaft mit O. J. Bierbaum und wenn uns auch leider meine Ueberſiedelung ins Land der Katten bald räumlich trennte, unſere Beziehungen brachen doch nie mehr ab. Oft wollte er ſeine durch ſchwere Exiſtenzkämpfe erſchütterten Nerven mir zur Wiederherſtellung anvertrauen, aber ſtets traten Hinderniſſe dazwiſchen und ſo ſah ich ihn ſeit 1893 nicht wieder. In wehmütiger Erinnerung an den viel zu früh Dahingeſchiedenen blätterte ich dieſer Tage in ſeinen Briefen und fand darin manches, was ſeine vielen Freunde und Verehrer intereſſieren dürfte.

Im April 1893 ſandte er mir ſeine „Studentenbeichten", die er Richard Dehmel gewidmet hatte, mit folgendem Begleitſchreiben:

„Es hat lange gebraucht, bis ich mich zu dem Wagnis aufraffte, Ihnen das beiliegende Buch zu ſenden. Ich fürchtete mich ſehr, Ihnen mit ſo leichter Ware unter die Augen zu treten, denn ich habe gewaltigen Reſpekt vor Ihrem Ernſte, der vielleicht manche dieſer Beichten als nicht für die Oeffentlichkeit geeignet erachten möchte. Aber nun habe ich mir geſagt, nachdem ich mich auf Herz und Nieren geprüft, daß mein Zaudern doch eigentlich beleidigend für Sie war, denn im Grunde iſt mein Buch wahrhaftig ernſt genug, denn, wenn es auch leicht im Tone iſt, leicht im Sinne iſt es nicht. Und ſo ſei es

Ihnen in die Hand gegeben, mit dem Wunſche, daß es freundlich von Ihnen empfangen werde."

Als ich im Herbſte des gleichen Jahres (1893) von München nach Braunfels übergeſiedelt war und ihm Schönheit und Glück des Landlebens in beweglichen Worten ſchilderte, dabei erwähnend, wie dieſer meinem innerſten Weſen entſprechende Entſchluß mir von vielen verdacht werde, die mir eine „glänzendere" Zukunft wünſchten, da ſchrieb er zum Troſt „dem gleichgeſtimmten Freunde Dr. Gerſter" die köſtlichen Verſe:

Laß mir mein Glück,
Ich laß dir deins;
Mir tut's nicht weh,
Wenn ich mit Hengſten viere lang
Dich fahren ſeh'.

Laß mir mein Glück,
Ich laß dir deins;
Laß mich allein.
Ein Stückchen Erde will ich und
Ein Bauer ſein.

Im Herbſt 1894 ſandte er mir durch Verleger Schuhr-Berlin ſein Gedichtbändchen „Nemt, Frouwe, dieſen Kranz" und bald darauf ſchrieb er aus Tegel:

„Mein Verleger hat Ihnen ein Bändchen Lyrik von mir geſchickt. Ich denke, Sie nehmen es in Gnaden an. Nicht bloß Gott

Pan ſteckt in ihm, ſondern auch die gute Göttin Hygieia. Leider gilt Frau Lyrik bei den raſſelnden Deutſchen von heute nicht mehr als balſamiſche Fee, die die Herzen geſund macht, und man jagt ſie gröblich davon, wo ſie ſich hören läßt, maßen man die herrliche Problemdramatik und Theſennovelliſtik als wunderwirkende Heilmittel beſitzt, juſt ſo, wie die Medizin auf ihren Apothekerkaſten ſtolz iſt und vornehmlich die Arzneien liebt, die beträchtlich und bedenklich ſtinken. Aber Sie, ſo mein' ich, bücken ſich gerne auch mal zu dem beſcheidenen Wunderholddingschen, das am Wege liegt und bloß wie eine Blume blüht. Aber ich bin unverſchämt und Sie denken am Ende gar, daß ich mit Captatio benevolentiae operiere. Alſo kurz und gut: ſeien Sie mir ein gewogener Leſer! — Noch in dieſer Woche wird Pan ſeine Karte bei Ihnen abgeben."

Die Genoſſenſchaft „Pan" m. b. H. war in Bildung begriffen und auf Freund Bierbaums Einladung war ich ihr gerne als Mitglied beigetreten, aber nicht ohne mir ausbedungen zu haben, daß die herauszugebende Kunſtzeitſchrift nicht einſeitigen Tendenzen huldigen dürfe, wenn ich ihr treu bleiben ſolle. Als ich über den Inhalt des erſten Heftes Bedenken äußerte, ſchrieb er mir am 15. Juli 1895 aus Tegel:

„Nur keine Angſt! Pan wird ſich gut entwickeln, wenn man uns Zeit läßt. Wir

haben mehr Schwierigkeiten zu überwinden, als ich Ihnen in Kürze ſagen kann. Der äußere Erfolg iſt gut. Daß wir vorwärts gehen, hat Ihnen wohl der Unterſchied zwiſchen Heft 2 und 1 bewieſen. Heft 4 wird ein Thomaheft ſein, Heft 5 ein großes Landſchafterheft. Sie ſehen: wir wollen nicht einſeitig ſein. Auch die alte Kunſt kommt nicht zu kurz. Im nächſten Heft ein Fra Angelico, dann Schongauer, dann Rembrandt (gleich 8 alte Handzeichnungen). Alſo nur immer heran mit Ihren Intereſſenten! Wir werden Ihnen keine Unehre machen, wenn anders die Intereſſenten weitherzig genug ſind, ihre Augen auch dem aufzutun, was nicht gerade ihre beſondere Liebhaberei iſt. — Ich laſſe jetzt Lobetanz nochmals komponieren, von einem anderen Komponiſten, und ſchon jetzt iſt eine Aufführung mit der neuen Muſik ſo gut wie ſicher . . ."

Der letzte Satz bezieht ſich darauf, daß ich das Libretto „Lobetanz", deſſen Text mir ganz vorzüglich zu einem Singſpiel mit glänzender Ausſtattung zu paſſen ſchien und das ich daher dem mir von München her befreundeten, dann in Wiesbaden als Kgl. Intendanten tätigen Herrn Georg von Hülſen zur Prüfung überſandt hatte. Da es aber keine Gnade fand vor ſeinen Augen, teilte ich Bierbaum die Ablehnung mit und dieſer wandte ſich nun an Thuille. Es iſt bekannt, welch glänzende Aufnahme „Lobetanz" als Singſpiel an der Hof-

bühne zu Karlsruhe fand und welchen Siegeszug es faſt durch ganz Deutſchland und darüber hinaus antrat.

Als Bierbaum ſich in Tegel und im Berliner Getriebe mehr und mehr unbehaglich fühlte, empfahl ich ihm, ſich in Braunfels niederzulaſſen, wozu er große Luſt hatte. Zu meiner Ueberraſchung ſchrieb er mir aber am 20. Oktober 1895 vom Anſitz Trogenſtein, Gries bei Bozen:

„Es hat nicht ſollen ſein, daß ich zu Ihnen nach Braunfels käme. Dafür bin ich in Südtirol gelandet, wo, ſo ſcheint es, das Klima meinen Nerven ſehr gut tut. Das Klima und wohl auch die Freiheit von unerquicklichen Geſchäften. Ich habe, um eine Weile recht ungeſtört mich ſelbſt behorchen zu können, auf ein Jahr (erſchrekken Sie nicht) ein „Schloß" im Eppan gemietet. Es heißt Englar und liegt über Skt. Michael ſehr ſchön, geſchützt, in lauter Grün, hat herrliches Waſſer aus den Bergen (der Mendel) — kurz: es iſt ganz herrlich. Ich hoffe, daß meine Neuraſthenie, die mich einige Zeit ganz teufliſch geplagt hat (völlige Willenloſigkeit, Lethargie, Gefühl von Idiotiſchſein, dann wieder Zerſchlagenheit am ganzen Körper, tiefſte Depreſſion, darauf wütende Reizbarkeit), endgültig los werde . . . Nehmen Sie mir dieſe briefliche Konſultation nicht krumm, lieber Doktor: Ich hab' nun mal bloß zu Ihrem Rate Vertrauen . . . Ich hoffe, ein frucht-

bares Jahr, ein Jahr der Geſundung vor mir zu haben, Ihr Rat ſoll mir der Wegweiſer dazu ſein."

In der Tat, das wundervolle Klima Südtirols verfehlte ſeine Wirkung auf unſern Dichter nicht und ſchon am 7. Februar 1896 beantwortete er meine Nachfrage nach ſeinem Befinden und meine Bitte um neue Poeſien als Proben der Geſundheit mit den Worten:

„Lieber Freund! Das iſt kühn, einem Lyriker zu ſagen, er ſoll Gedichte ſenden. Er ſchickt gleich fünfe."

Darunter befand ſich eins, das nach meinem Gefühle zu den Perlen Bierbaumſcher Poeſie gehört, das „Frühlingswunder":

Ein Wunder ſich begeben hat:
Aus ſchwarzem Holz das grüne Blatt
Saftkühnlich iſt gedrungen.

Ein Vogel dann vom ſchwarzen Stamm
Zum grünen Blatt gottlobeſam
Das Wunder hat beſungen.

1890 hatte ich nach dem Tode des bekannten hygieniſchen Schriftſtellers San.-R. Dr. Paul Niemeyer in Berlin die Herausgeberſchaft von deſſen (1888 begründeten) „Hygieia", Monatsſchrift für hyg. Aufklärung und Reform (Stuttgart, A. Zimmers Verlag, E. Mohrmann), übernommen, für die Bierbaum lebhaftes Intereſſe zeigte. Ich

wies ihn auf manches Gemeinſame unſerer beiderſeitigen Beſtrebungen hin und er antwortete: „Sie haben recht, das iſt eine Linie, auf der wir kämpfen.“ Im Laufe des Jahres 1895 ſandte er mir eine Reihe Beiträge für meine Zeitſchrift, darunter einen vortrefflichen Aufſatz „Unmaßgebliches“, den er mit ſeinem köſtlichen Humor folgendermaßen einleitet:

„Der Herausgeber der „Hygieia“ hat die Güte gehabt, mich zur Ausſprache etwelcher Meinungen aufzufordern, die vielleicht in den Rahmen dieſer Zeitſchrift paſſen könnten, obwohl er weiß, daß ich bloß ein Dichter bin. Das ehrt mich und macht mir Freude, denn ich ſpreche gern zu einem Publikum, das auch in der Medizin den Künſtler dem Gelehrten vorzieht. Das will wohl wenig heißen in Deutſchland, wo man ſonſt auf allen Gebieten, ſelbſt auf künſtleriſchem, die Gelehrſamkeit dem Künſtlertum überordnet. Darin ähneln wir den Chineſen. Dieſe laſſen durch Gelehrte ihre Schlachten verlieren, wir laſſen uns durch Gelehrte — kurieren. Geht's dann ſchlimm, ſo geſchieht es wohl, daß die Söhne des himmliſchen Reiches der Mitte, die auch äußerlich einen Zopf tragen (und wäre er auch bloß aus Zwirn), ihre gelehrten Generäle, die eigentlich gar keine Militärs ſind, köpfen laſſen und ſich einem militäriſchen Naturburſchen in die Arme werfen, der eigentlich auch kein Militär iſt, ſondern etwa ein Pelzhändler. Wir aber reiſen zu blitz-

Bierbaum, Schaumberg, Panizza, Conrad, v. Gumppenberg, Schaumberger

(Anfang der neunziger Jahre)

güſſigen Landpfarrern. Und daß das ſchon ein Fortſchritt iſt, das iſt der Humor davon."

Da ich in meiner „Hygieia" wiederholt und eingehend auf Theophraſtus Paracelſus als einen der größten deutſchen Aerzte hingewieſen und die Bemühungen Dr. H. Sudhoffs (nun Profeſſor der Medizingeſchichte an der Univerſität Leipzig) um Befreiung dieſes großen Mannes von den jahrhundertelang auf ihn gehäuften Schmähungen und Verleumdungen literariſch unterſtützt hatte, kam Bierbaum als eifriger Leſer der „Hygieia" auf die Idee, auch ſeinerſeits mitzuhelfen und ſchrieb mir unterm 23. November 1903 aus München (wohin er übergeſiedelt war):

„Ich komme heute mit einer Bitte um Rat zu Ihnen. Es iſt mir der Gedanke gekommen, es möchte ſich um die Figur des alten Paracelſus ein Drama ſchreiben laſſen, und ich erinnere mich, daß Sie auch zu den Verehrern dieſes Mannes gehören. Vermutlich werden Sie in der Literatur über ihn beſſer Beſcheid wiſſen als ich, da ich davon gar nichts weiß, und ſo bitte ich Sie, mir freundlichſt alle die Bücher zu nennen, aus denen ich Belehrung über ihn und ſeine Zeit ſchöpfen kann. Vielleicht wiſſen Sie auch, ob er ſchon einmal dramatiſch verwendet worden iſt. Mir iſt nur ein Einakter von Schnitzler bekannt."

Da mir eines Lyrikers Begabung nicht zur Schilderung des gewaltigen Tatmen-

ſchen Paracelſus, überhaupt nicht für ein Drama auszureichen ſchien, riet ich meinem Otto Julius von dieſem Unterfangen dringend ab, und er ließ auch nichts mehr davon verlauten.

Ein Jahr vor ſeinem Tode ſchrieb er mir noch mehrmals, er wolle mich in Braunfels beſuchen, zuletzt wollte er ſeine Frau in mein Sanatorium ſchicken und ſie nach beendeter Kur abholen. Sein zunehmendes Leiden ſcheint aber dieſe Pläne vereitelt zu haben, und an einem der erſten Tage des Februar 1910 brachten mir die Zeitungen die Trauerkunde ſeines viel zu frühen Hinſcheidens. Da gedachte ich in Erinnerung ſeiner wechſelvollen Schickſale der Verſe, die er in ſeinem Kalender „Der bunte Vogel von 1897" unter „Sehnſucht" ſchrieb:

— — Es treibt das Leben mich wild um,
Dröhnt um mich mit Gebraus,
Und mählich wird die Glocke ſtumm
Und leiſe klingt ſie aus.

— — — — — — — — — — — —

Sie iſt ein Ton von dorten her,
Wo alles Feier iſt;
Ich wollte, daß ich dorten wär',
Wo man den Lärm vergißt.

# Hermann Eichfeld

## Die kleine Grüne

Bei einem Beſuch auf meinem Atelier im Januar 1893 hatte ſich Bierbaum eine kleine Dachauer Studie herausgeſucht: die Ränder eines Moosbachs im Sonnenſchein eines Sommertags.

Am 9. Februar ſchrieb er mir von der Oed aus, wo er damals wohnte: „Vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir die prächtige kleine Studie verſprachen, die mir ſo in die Augen ſtach, als ich bei Ihnen war," am 1. März: „Und vergeſſen Sie die kleine Grüne nicht!" und am 4. April, nachdem ich ihn darauf aufmerkſam gemacht hatte, daß er als Beſitzer der Studie das Recht habe, ſich dieſe aus dem Kunſtverein zu holen, wo ſie, mit anderen Studien und Bildern zu einer Kollektivausſtellung vereinigt, ausgeſtellt war: „Zuerſt und vor allen Dingen: Es lebe die kleine Grüne! Und dann: ich gedenke zwar eiferſüchtig über ſie zu wachen und ihr einen Ehrenplatz anzuweiſen auf meinen weißen Wänden, aber daß ich ſie dem erlauchten K. V.-Publikum entzöge, — da ſei Gott vor! Uebrigens: es hat mich ganz eingebildet gemacht, daß ich ſchon imſtande ſein ſoll, Be-

ſitzrechte geltend zu machen, durch ein flammantes volo! veto! In einem ſolchen Rechte iſt etwas, das den Rechtsnießer (verzeihen Sie das harte Wort aus meiner Jurisprudenz von ehedem) merkwürdig kitzelt."

„Gleichzeitig ſende ich Ihnen hier meine Studentenbeichten. Sie können es mir ungeſchworen glauben, daß ich Ihnen lieber die „Erlebten Gedichte" überreichte, aber ich beſitze dieſes Buch ſelbſt nur in einem Familienexemplar. Das Studentenbuch wird Ihnen vielleicht doch ein paar müßige Stunden vertreiben helfen."

Auf das erſte Blatt des Buchs hatte er geſchrieben:

### Die kleine Grüne.

Nach einem Rondel in Albert Girauds Pierrot lunaire.

Die kleine Grüne,
die heiterhelle,
wird meiner Augen
Schauliebſte ſein.

In meinem Herzen
leuchtet ſchon bräutlich
die kleine Grüne,
die heiterhelle.

Von blauendem Himmel,
von friſchen Winden,
von goldener Sonne
erzählt mir heimlich
die kleine Grüne . . .

Man ſieht, was er an meiner Studie ſchätzte: der Urſprung ſeiner Kunſtanſchauungen iſt nicht in einer maleriſchen Kultur zu ſuchen, die er nicht beſaß und auch gar nicht vorgab zu beſitzen, ſondern in einem feinen Naturgefühl, das ihn Dinge ſchauen ließ, die den nur auf ſchablonenhaftes Sehen angelegten Sterblichen entgehen. Wenn er von der „Luſt der windbewegten Wieſen, die voll Blumen ſind und ſtill gedeihn" ſpricht, ſo fühlt man, wie er empfindet.

Im Sommer 1908 ſandte er mir eine Photographie, die er für mich nach der kleinen Studie hatte anfertigen laſſen. So iſt der Anfang und das allzufrühe Ende unſerer Beziehungen mit der „kleinen Grünen" verknüpft.

# Hermann Haack

Nur den jungen Bierbaum kannte ich näher.

Anfang bis Mitte der neunziger Jahre verkehrte ich viel mit ihm im Kreiſe der damals „Modernen“ in München, und ein Tag, den ich mit ihm auf der Oed verlebte, jenem einſamen Bauernhof über dem Starnbergerſee, in dem er ſein erſtes junges Eheglück verbrachte, iſt mir unvergeßlich geblieben.

Ich hatte mich einen ganzen Sommer in ein weltfernes Dorf in der Gegend zwiſchen Wolfratshauſen und Tölz vergraben, und als mich endlich die Sehnſucht nach Menſchen trieb, beſchloß ich einen lange verabredeten Beſuch bei Bierbaum auf der Oed.

Eines ſchönen Morgens machte ich mich auf die Wanderung und langte gegen Mittag auf der Oed an, einem einzelnen Hof auf hügeligem, waldbeſtandenem Terrain mit weitumfaſſendem Blick auf die nahe, wundervolle Alpenkette.

Der Dichter lag noch in ſüßem Schlummer.

Seine junge Frau verriet es mir, die mich freudig empfing, froh, daß einmal jemand ihr weltentrücktes Idyll ſtörte.

Sie war ein herziges Geschöpf, taufrisch und jung, vertrauend und hingebend wie ein Kind, und bald tollten wir als solche auf den Wiesen umher, haschten uns und standen gerade in einem gegenseitigen heftigen Bombardement mit unreifen Aepfeln, die von den Bäumen gefallen waren, — da erschien der Dichter auf der Bildfläche: Noch vom Traum umfangen, schwankte er den Hügel zu uns herauf, mit einem breiten, behaglichen Schmunzeln auf dem Gesicht über unser fröhliches Spiel.

Und nun schritten wir gemeinsam die Grenzen seines Reiches ab, und während seine junge Frau das Mahl rüstete, zeigte er mir mit Stolz alle schönen Punkte und Blicke auf die Alpen, und für alles hatte der Dichter, der damals stark unter dem Einfluß von Malern stand, einen Lieblingsnamen: da war seine „Thomawiese" mit der Alpenkette als Silhouette, da war sein „heiliger Hain", eine Gruppe junger, wundervoller Birken: „Böcklinbirken", wie er sie zärtlich nannte, und man fühlte, wie er alles mit inbrünstiger Liebe umfing, — und wir schritten von Wunder zu Wunder.

Inzwischen läutete die Mittagsglocke des Bauern, und wir nahmen das erste Frühstück in den Räumen des Dichters ein — zwei kleine Zimmer, deren Einrichtung bescheiden, aber geschmackvoll war und — hauptsächlich aus Büchern bestand.

Nur eine große, hölzerne, buntbemalte

Bauernwiege dominierte als Prachtstück, die er vom Oedbauern erstanden hatte.

Ich lugte verstohlen, ob sie schon bevölkert sei, aber sie war leer. Am Nachmittag sollte noch ein Spaziergang unternommen werden und da die Hausfrau erklärte, daß die Vorräte der Speisekammer der gehobenen Stimmung nicht entsprächen, wanderten wir gen Beuerberg. Als wir singend die Straße hinabzogen, da geschah es, daß er im Ueberschwang der Gefühle und vielleicht auch, um mir zu zeigen, wie glücklich er sei, sein junges Weib umfaßte und auf den Schultern trug.

Lange konnte er sie nicht tragen, denn sie war nicht leicht mit ihren weichen Formen, aber ich sehe ihn noch vor mir herschreiten mit seiner süßen Last — im ganzen Vollgefühl seines Glückes.

In Beuerberg tafelten wir dann zu Mittag, richtigen Braten, ein seltener Genuß für uns Einsiedler, und als wir ein Klavier entdeckten, mußte ich ihnen wohl eine Stunde lang vorspielen. Ganz ausgehungert waren sie nach Musik, und selten im Leben habe ich andächtigere Zuhörer gehabt. Endlich schieden wir voneinander.

Das Leben brachte uns dann bald räumlich auseinander, und erst fünfzehn Jahre später sollte ich ihn wiedersehen — wenige Wochen vor seinem Tode.

Bierbaum hatte in Jena gelesen. Ich besuchte ihn am anderen Morgen im Hotel, und er war ganz der alte, voll herzlicher Freude,

Dr. E. Albert phot.

Bierbaum Anfang der neunziger Jahre

einen aus der „alten, ſchönen Zeit" wiederzuſehen, er bedauerte nur, daß ich mich nicht ſchon am Abend vorher gemeldet. Er hatte einen Teil der Nacht mit ein paar jungen Studenten ſeines Leipziger Korps auf der „Roſe" — Jenas berühmter Korpskneipe — verbracht, und das ſchien für ihn nicht ſo amüſant geweſen zu ſein, da er gar keinen Alkohol mehr trank.

Ich brachte ihn noch zur Bahn. Wir ſprachen von alten Zeiten und von alten Freunden, bis ihn der Zug mir entführte — auf Nimmerwiederſehn: Wenige Tage ſpäter meldeten die Zeitungen ſeine ſchwere Erkrankung und wenige Wochen ſpäter ſeinen Tod.

Andere kennen vielleicht einen anderen Bierbaum — mir iſt ſo die Erinnerung an den j u n g e n rein und ungetrübt geblieben und die werde ich ihm getreulich bewahren.

# Agnes Ruſt

Ich habe Otto Julius Bierbaum in der erſten Zeit ſeines Münchener Aufenthaltes kennen gelernt. Er war damals noch ſehr jung, kaum Mitte Zwanzig, und machte den Eindruck einer ſtark ausgeſprochenen Perſönlichkeit.

Zielbewußt, mit der beſtimmten Abſicht ſich durchzuſetzen, kampfluſtig und voll von den Ideen des literariſchen Jungdeutſchland, ſo ſteht er in meinem Gedächtnis. Etwas vom forſchen Studenten war noch in ihm, man glaubte manchmal den Schläger in der Hand blitzen zu ſehen. Auffallend war mir aber der nachdenkliche, ſtark nach innen gekehrte Blick.

Einige Jahre ſpäter ſah ich Otto Julius Bierbaum wieder, er war, ſozuſagen, im vollen Zug, der Erfolg begleitete ſeinen Weg, und das Kräutlein Lorbeer, von dem er einmal in einem Vierzeiler geſagt, daß es ſticht, wurde ihm nicht vorenthalten; er hatte ſich raſch einen klingenden Namen erworben.

Und dazu glücklicher junger Ehemann! Das Leben zeigte ihm ein wohlwollendes

Geſicht, und in ſeinem Weſen lag etwas von Stolz und Zufriedenheit.

Der nachdenkliche Zug wurde öfter von einem heitern Lächeln verdrängt, einem Lächeln, das plötzlich kam und ging wie Sonnenſchein über eine ernſte Landſchaft und die, oft ſo ſcharf und kritiſch blickenden, blauen Augen ſtrahlend und leuchtend machen konnte. —

Viele Jahre vergingen, bis ich Bierbaum wieder begegnete. In Paſing war das, an der Seite ſeiner ſchönen, zweiten Gattin. In der ſtillen Waldkolonie ſuchte er Ruhe zum Schaffen und Arbeiten.

„Schaffen und Arbeiten", das war ihm, dem die gütige Natur eine ungewöhnliche geiſtige Produktionskraft verliehen, Lebenselixier.

Und deshalb brauchte er Ruhe. Ruhe? Was ſollte äußere Ruhe dem innerlich Ruheloſen? Er war in den letzten Jahren gewandert von Ort zu Ort, und auch in Paſing hatte er ſeine Zelte nur zu flüchtigem Bleiben aufgeſchlagen.

War es eine Ahnung frühen Todes, die ihn ſo zur Unraſt trieb? War es die übermäßige Anſpannung ſeiner Nerven und Geiſteskräfte?

Daß ihn, den Lebensfrohen, manchmal ſchwermütige Gedanken heimſuchten, iſt ſicher.

Eines ſeiner ſchönſten, tiefſten und feinſten Gedichte, das ich nach ſeinem Tode zu-

fällig in einer Zeitſchrift fand, deutet darauf hin.

Sein künſtleriſches Vermögen war ſo vielſeitig, ſo differenziert. „Kling, klang, Gloria", welche Daſeinsfreude offenbart ſich in dieſem faſt populären Lied! Wenn es mir irgendwo begegnet, geſungen oder getanzt, fällt mir wieder das ſtrahlende ſonnige Lächeln ein, ſo wie ich beim Anblick eines Regenbogens ganz beſonders an den Dichter gemahnt werde. Die „Männer mit der Elle", die das liebliche Wunder meſſen wollten, nein, die waren nicht ſein Geſchmack. Er hat ſich lieber die Farben angeſehen und ſein Entzücken darüber geäußert.

Otto Julius Bierbaum — ein kurzes, aber reiches, glückliches, köſtliches Leben.

Ein reiches, weil der Dichter ſeiner Nation Wertvolles geſchenkt hat, ein glückliches, weil er ſo bald und früh Anerkennung gefunden, was nicht allzuvielen Poeten zuteil wird, und ein köſtliches, weil es, nach dem Bibelwort, Mühe und Arbeit geweſen.

# Ernſt v. Wolzogen

# Otto Julius Bierbaum — die Tragödie eines deutſchen Dichterlebens

Knapp vierzehn Tage, nachdem Otto Julius Bierbaum in Dresden geſtorben war, ließ ſich der Herausgeber der literariſchen Zeitſchrift für Aeſthetik und Kritik „Xenien“ in Leipzig, Herr Paul Kunad, an der Spitze des dritten Heftes dieſes Jahrganges alſo über ihn vernehmen:

„Nur der Politik, nicht dem Herzen gehorchend, nimmt die Schriftleitung der „Xenien“ von Otto Julius Bierbaums Tode Kenntnis. Für uns hatte der Mann, dem des Künſtlers edelſte Eigenſchaft, der ſittliche Ernſt, gebrach, keine Bedeutung. Sein reiches, ſchmiegſames Talent hat er nach allen Richtungen der Windroſe hin verzettelt, in Vers und Proſa, luſtig und ſchwärmeriſch, heilig und frivol, modern und altertümlich gedichtet, alles nach Luſt und Laune der Leſer, vielleicht auch ſtolz auf ſeine ſpieleriſche Vielſeitigkeit, ſein charakterloſes Können. Von „Stilpe“ bis zum „Prinz Kuckuck“ eine Legion von Virtuoſenſtückchen, ſelten ein tieferer Ton, eine aufrichtige Ueberzeugung. Ein ſolcher pſeudohumoriſtiſcher Schriftſteller mußte den Beifall gleichgeſinnter Kreiſe finden — wir gönnen ihm

ſeinen Eintagsfliegenruhm! Sei ihm, der doch im „Goethe-Kalender" ſo feinen Geſchmack für Edleres bekundet, die Erde ſo leicht, wie es ſein künſtleriſches Gewiſſen war!"

In der Möglichkeit eines ſolch ungeheuerlichen Mißverſtändniſſes einer durch und durch echt künſtleriſchen Natur in unſrer deutſchen Gegenwart und noch dazu von ſeiten eines Beurteilers, der doch gewiß als Fachmann angeſehen zu werden wünſcht, liegt für mich die ganze Tragödie des Erdendaſeins unſres Otto Julius Bierbaum beſchloſſen. Wenn einem engliſchen Dichter, der ſich gegen die heuchleriſche Moral ſeiner Landsleute übermütige ſatiriſche Ausfälle erlaubt hätte, von ſeiten der engliſchen Kritik ein ſolcher Nekrolog beſchert worden wäre, ſo würden wir verſtändnisvoll die Achſeln zucken und ſagen: So was iſt denn doch, Gott ſei dank, bei uns in Deutſchland unmöglich! Daß bei uns im Deutſchland des zwanzigſten Jahrhunderts, das ſich auf die Freiheit ſeines Denkens ſoviel zugute tut, und in dem jede Art von Verrücktheit auf künſtleriſchem Gebiete, ſie mag ſich ſo abſurd gebärden wie ſie will, begeiſterte Lobredner, jeder Ismus, vom Katholizismus bis zum A- und Immoralismus ſeine eifrigen Parteigänger findet, ein ſolches Unverſtändnis noch möglich iſt, das könnte mich wenigſtens geradezu troſtlos ſtimmen. Dabei iſt dieſer Herr Paul Kunad nicht etwa ein vereinzelter Querkopf, o nein, ſeine Auffaſ-

ſung iſt vielmehr typiſch für unſer deutſches Weſen, für deutſchen Ernſt und deutſche Gründlichkeit und im beſondern für unſre akademiſche Art. Man kann bei uns eher durch eine lückenloſe Reihe von Durchfällen ein berühmter dramatiſcher Dichter werden, eher durch fortgeſetzte hartnäckige Behauptungen derſelben pyramidalen Dummheit in den Ruf eines Denkers kommen, ehe denn man als ein brünſtig nach Erkenntnis ſtrebender Allumfaſſer, als ein luſt- und leidvoller Gottſucher, als ein Lautlacher und Leiſeweiner auf gerechte Würdigung ſeines künſtleriſchen und menſchlichen Weſens rechnen darf. Wir ſcheinen tatſächlich am Ausgange dieſes zweiten Jahrtauſends noch immer ſo hilflos verchriſtlicht zu ſein, daß wir gar leicht bereit ſind, den Armen im Geiſte das Himmelreich zuzuerkennen, dagegen immer noch vermeinen, ein Kamel könne leichter durch ein Nadelöhr hindurchgehen, denn daß ein Reicher zur Seligkeit einziehe.

Solch ein Reicher war unſer Bierbaum, ein Suchender, ein raſtlos Strebender auf allen, ein Wiſſender und Könnender auf vielen Gebieten, ein geborener Lyriker und obendrein gar ein echter Humoriſt — und das war ſein Verderben! Hätte er ſeiner Lebtage lang ſeine ſorgloſen, romantiſch aufgeputzten Klingelaleilieder hinausgeſchmettert, ſo hätte er ſich neben Baumbach und Julius Wolff ein warmes Plätzchen in der Literaturgeſchichte geſichert. Hätte er nur Brettllieder und

luſtige Studentengeſchichten geſchrieben, ſo hätte man ihm in einigem Abſtand von Viktor Scheffel und Otto Erich Hartleben ſein Stühlchen im deutſchen Parnaß gegönnt. Hätte er nur über Böcklin und Hans Thoma geſchrieben und außerdem vielleicht noch den Goethe-Kalender herausgegeben, ſo wäre er ſicher Hofrat und Träger zahlreicher Kreuzlein geworden. Hätte er ſeine humoriſtiſch-ſatiriſchen Romane, den „Stilpe", den „Pankratius Graunzer" und den „Prinz Kuckuck" ausſchließlich in der Neuen Deutſchen Rundſchau und als Bücher bei S. Fiſcher in Berlin erſcheinen laſſen können, ſo hätte er eine hochanſehnliche Klique hinter ſich gehabt, die ihn aus allen literariſchen Nöten freundſchaftlich herausgepaukt hätte. Und hätte er endlich ausſchließlich lyriſch hinreißende, aber dramatiſch unwirkſame Operntexte geſchrieben, ſo hätte er wenigſtens in Ehren verhungern dürfen. Aber da er frecher- und unerhörterweiſe dies alles zugleich getan hat, ſo muß er ſich, kaum daß man den Urnendeckel auf ſeine Aſchenreſte geſetzt hat, gefallen laſſen, charakterlos, frivol, ſpieleriſch und des ſittlichen Ernſtes bar geſcholten zu werden, eine bedeutungsloſe Erſcheinung, die ihren Eintagsfliegenruhm nur der Kritikloſigkeit eines Publikums von gleichem Tiefſtande der Moral und des Geſchmacks verdanke.

Die Tragik des Lebens dieſes Poeten liegt darin, daß er durch die Verhältniſſe gehin-

W. Weimer
Darmſtadt phot.

Bierbaum Ende der neunziger Jahre

dert war, mit all ſeinen angeborenen und erworbenen Reichtümern ſo zu ſchalten, daß die Summe ſeines Könnens ihm zu Werken voll wirklicher Größe, Tiefe und reifer Vollendung verholfen hätte. Die nackte Wahrheit iſt, daß Otto Julius Bierbaum — ſich zu Tode gearbeitet hat. Mitten in ſeine fröhliche Studentenzeit hinein, als er gerade auf dem orientaliſchen Seminar in Berlin fleißig Chineſiſch ſtudierte, um ſich auf die Konſulatskarriere vorzubereiten, fiel der Zuſammenbruch des Wohlſtandes ſeiner Eltern. Sein Vater war ein Zuckerbäcker aus Grüneberg in Schleſien, der dann ſpäter ein Bierreſtaurant in der Petersſtraße zu Leipzig übernahm, das eine Reihe von Jahren auch recht gut ging. Es hatte zu der Zeit, als ich dort meinen Mittagstiſch fand, eine zahlreiche Kundſchaft, eine Kundſchaft freilich von Studenten, Schauſpielern und ſonſtigen ſorgloſen Verzehrern, aber ſäumigen Zahlern. Der junge Otto Julius mußte nun ſein Chineſiſch im Stiche laſſen und ſchauen, mit ſeinem guten deutſchen Stil außer ſich ſelber noch Eltern und Geſchwiſter mit durchzubringen. Da galt es alſo, gleich zu Beginn der literariſchen Laufbahn ſein Talent zu induſtrialiſieren. Das müſſen heutzutage leider alle Schriftſteller und Dichter von Beruf tun, ſoweit ſie nicht in der Elternwahl beſonders glücklich geweſen oder mit der Hochfinanz verſchwägert ſind. Bierbaum hätte, wie ſo viele von uns, dieſer Notwendigkeit mit ſeinem Pfunde

zu wuchern, nachgeben können, ohne beſonderen Schaden zu nehmen, wenn er — ein weniger echter Dichter geweſen wäre. Unglücklicherweiſe gingen ihm aber gerade alle die Talente, mit denen ſich heutzutage in der Literatur Geld verdienen und doch ein leidlich anſtändiger Name bewahren läßt, völlig ab. Er war kein geſchickter Feuilletoniſt, der imſtande iſt, jederzeit ſich hinzuſetzen und über einen beliebigen Gegenſtand etwas Lesbares zu ſchreiben; es war ihm abſolut verſagt, ſich auf den Standpunkt des deutſchen Familienblattabonnenten zu verſetzen und nach irgendeinem bewährten Schema Geſchichten zu ſchreiben, die ohne irgend welche religiöſe, politiſche oder moralkritiſche Tendenz auch keine zarte Empfindlichkeit, kein rückſtändiges Vorurteil verletzen konnten. Und es war ihm ſchließlich auch nicht gegeben, das Handwerk des Komödienſchreibers zu meiſtern, der nur ein anſpruchsloſes Publikum amüſieren und ſeine Taſchen füllen will. Es iſt übrigens ein großer Irrtum, zu glauben, daß jeder ſpekulative Kopf ſolches Handwerk erlernen könne. Auch dazu gehört Talent und — Glauben! Ein Talent freilich, das mit poetiſcher Begabung wenig oder nichts zu tun hat, und ein Glaube, der dieſelbe äſthetiſche Anſpruchsloſigkeit und gedankliche Beſchränktheit vorausſetzt, die das Publikum beſitzen muß, zu deſſen Unterhaltung dergleichen Werke dienen ſollen. Alle dieſe guten Gaben beſaß aber Bierbaum nicht. Er war nur ein Dichter.

Und obendrein nur ein Lyriker! Die Stimmung, die der Lyriker zum Schaffen bedarf, ſtellte ſich allerdings ſehr leicht bei ihm ein, und dann fand er auch ohne ſonderliche Schwierigkeit das plaſtiſche Wort, den ſchmiegſamen Rhythmus, den klingenden Reim. Seine überaus reiche Phantaſie bedurfte, wie eine geſättigte Salzlöſung, nur einer fadendünnen Wirklichkeit, um die herrlichſten Kriſtalle daran anzuſetzen. Das banalſte Erlebnis, wie der tiefſte Gedanke wurden ihm zum Gedicht; aber der geborene Lyriker, der vor jedem Grashalm auf ſeinem Wege ſinnend zu verweilen liebt, paßt nicht in unſre haſtige übergeſchäftige Zeit, und ſeine Arbeit muß dem ſoliden Scharwerker an unſrer materiellen Kultur als müßige Spielerei erſcheinen. Ganz unbeſtreitbar iſt die Lyrik für einen, der ſelbſt nichts zu beißen und ſogar noch für eine Familie zu ſorgen hat, eine nicht nur überflüſſige, ſondern ſogar eine laſterhafte Beſchäftigung. Das mußte auch unſer Otto Julius einſehen. Er warf ſich alſo aufs Schreiben von Geſchichten mit Marktwert, alſo zur Unterhaltung von jedermann aus dem Volke. Er münzte ſein bißchen Lebenserfahrung in heitere Proſa aus, und da er andre als bierehrliche Burſchenerfahrungen noch nicht hinter ſich hatte, ſchrieb er halt Studentengeſchichten; allerdings auch dieſe nicht ſo ruhig objektiv, wie ſie das Publikum liebt, ſondern eben ganz aus der temperamentvollen Laune des rettungslos ſub-

jektiven Lyrikers heraus. Und daneben lieferte er Kleinkram für Zeitungen aus dem ganzen weiten Gebiete eines mit allen Sinnen hell wach im bunten Leben ſtehenden Betrachters und Genießers. Bei der Gelegenheit verfiel er unter anderm darauf, dem deutſchen Volke mit einem großen Aufwand von lyriſchem Schwung, jugendlicher Begeiſterung und eigenſinniger Eindringlichkeit einen Maler zu empfehlen, den die Sachverſtändigen wie die Laien bisher für einen geſchmackloſen Narren erklärt hatten, nämlich Arnold Böcklin. Sonderbarerweiſe hegte er aber auch für den offenbaren Widerpart dieſes bunten ausſchweifenden Schweizers, für den nordiſch abgedämpften, realiſtiſch ſimplen Fritz v. Uhde faſt die gleiche verſtändnisinnige Begeiſterung. Ein Kunſtſtück, das eben auch nur ſo ein diffuſer Lyriker zuſtande bringt. Er gab, kaum zwei Jahre in München anſäſſig, eine Geſchichte des Münchener Hoftheaters heraus. Er verfaßte dicke Bücher, Prachtwerke mit Illuſtrationen, über Stuck, Thoma, Uhde, Böcklin, gab Berichte über die Jahresausſtellungen, Muſenalmanache und Kalender heraus, kurz — er fragte überall um Arbeit an und übernahm jeden Auftrag, der ein paar hundert Mark abwarf und einigermaßen in den Bereich ſeiner Kenntniſſe und Fähigkeiten fiel. Fähig war er ſchließlich zu allem und die Kenntniſſe, die ihm etwa abgingen, erwarb er ſich von Fall zu Fall, denn er war ein zäher Sitzer, ein eifriger Leſer und bie-

nenfleißiger Skribent. Hätte er Zeit gehabt, weiter zu ſtudieren, akademiſche Grade und Diplome zu erwerben, ſo hätte er als Dozent für Kunſtgeſchichte an jeder deutſchen Univerſität eine ehrenvolle Stellung einnehmen können. Er war eben ein Talent von faſt unbegrenzten Möglichkeiten; aber er durfte nicht zuwarten, er durfte nicht reifen laſſen — er mußte verdienen. Das neue Werk mußte mindeſtens ſchon wieder im Satz ſein, bevor das Honorar für das letzterſchienene aufgezehrt war. War das Manuſkript für ein neues Werk noch nicht fertig, ſo ſtellte er mittlerweile aus drei älteren Bänden einen vierten neuen her. Und dabei war er doch, ich wiederhole es, in jenen jungen Jahren wenigſtens, nichts weiter als ein Spielmann und ein Sänger, ein fahrender Scholar, der mit außerordentlichem Wiſſensdrang und gieriger Lebensfreude alles Menſchliche wie Göttliche zu erkennen und an ſich zu raffen ſuchte. Anfangs der neunziger Jahre, in ſeiner blühendſten Münchener Ameiſengeſchäftigkeit, verübte er auch ſein lyriſches Meiſterſtück, indem er eine drollige kleine Schullehrerstochter von Dießen am Ammerſee zum Ideal ſeiner Poetenſehnſucht umdichtete. Er heiratete dies Geſchöpfchen ſogar ganz ſtandesamtlich und hauſte, um mit geringen Koſten größtmögliche Ruhe zur Arbeit herauszuſchlagen, mit ihr in einem einſamen Bauernhof „auf der Ded", im Hügellande zwiſchen Starnbergerſee und Tölz. In zwei Stübchen, die mit glatt geho-

belten, nackten Brettern verkleidet und mit Korbmöbeln notdürftig ausſtaffiert waren, ſchuf er einen großen Teil der ſüß-verſonnenen wie froh-launigen Gedichte, die ſpäter die beſten unſrer deutſchen Tonſetzer zu den ſchönſten Liedern begeiſtern ſollten. Und hier lag er auch bis zur Erſchöpfung der Hausinduſtrie des Büchermachens ob.

Ein paar Jahre ſpäter erwiſchte er ein echtes Märchenglück beim Gewandzipfel. Der Graf Khuen im weingeſegneten Eppangau bei Bozen vergnügte ſich eben in Hemdsärmeln in einer ländlichen Kneipe mit Billardſpielen, als der auf der Suche nach einer Sommerfriſche das Land durchſtreifende Dichter mit dem merkwürdigen Anliegen an ihn herantrat, in der dem Grafen gehörigen Schloßruine Englar hauſen zu dürfen. Da waren nämlich im erſten Stock der Burg noch ein paar große helle Räume mit Fenſtern und Türen und ſogar noch mit einigen wackligen Möbeln verſehen. Für zwanzig Gulden monatlich geſtattete der Graf dem närriſchen Menſchen da oben zwiſchen den Ruinen ſein Weſen zu treiben, und er ſtellte ihm obendrein ſogar noch den Ertrag des die Burg umgebenden Wingerts zur Verfügung, der ungefähr einen Hektoliter vom beſten Roten ausmachte. Da hauſte denn unſer Otto Julius in der blühenden Pracht des verwilderten Burggartens, ließ ſich die geſegnete Sonne Welſchtirols behaglich wie ein fetter Smaragdeidechs auf den Pelz brennen oder verkroch

ſich in die kühlen Gewölbe ſeines ſchummrigen Raubſchloſſes, in die dunklen Wipfelſchatten ſeiner uralten Feigen-, Kirſch- und Nußbäume. Seine köſtliche Einſamkeit inmitten des üppigen, dicht bevölkerten Landes teilten diesmal außer ſeiner Frau Guſti noch ein pflichteifriger ſchwarzer Hund und ein betulicher grüner Papagei. Als ich ihn das erſte Mal dort oben beſuchte, ſaß Otto Julius in dem verwilderten Burggärtlein unter einer Trauereſche, die mit ihrem frühlingsgrünen Baldachin ein Freundſchaftsdenkmal aus dem 18. Jahrhundert überwölbte, eine verwitterte Säule mit einer Urne darauf, wie man ſie aus den Vignetten des Rokoko kennt. Da ſaß er „dachte Bein mit Beine" und dichtete in ein prunkvolles Schreibheft hinein. Hoch oben aber, aus dem dichten Laubwerk des Kirſchbaumes, kicherte etwas luſtig heraus, und das war die Guſti vom Ammerſee, die in einem griechiſch einfachen hellen Gewande auf einem ſtarken Aſte ſich ſchaukelte und mit dem grünen Paperl auf der Schulter die Schwarzkirſchenernte chriſtlich teilte. Und dann wurde ich zu einem Imbiß hinaufgeleitet in den erſten Stock. Eine finſtere Wendeltreppe ging's hinan. An einem moderfeuchten Seile mußte man ſich hinauftaſten. Oben aber in dem weiten weiß gekalkten Gemache lachte die goldene welſche Sonne vergnüglich über den bunten Kram, der auf dem großen primitiven Werktiſch durcheinanderlag — köſtliche Druck-, lieb-altmodiſche und ganz neuartige

Vorſatz- und Umſchlagpapiere, alte Brokate und Damaſte, Seidenſtoffreſte, alt-goldene und ſilberne Litzen, Spitzen, Nähzeug und Klebzeug. Die kahlen Wände bedeckten Schwarz- und Buntdrucke aus illuſtrierten Zeitſchriften, meiſt Reproduktionen nach Gemälden ſeiner Lieblinge Böcklin, Stuck, Uhde, Thoma, japaniſche und Pariſer Plakate. Von dieſem Ritterſaal von Englar ging die moderne Renaiſſance des Buchſchmucks aus. Hier leimte und kleiſterte Otto Julius, hier nähten und ſtickten die geſchickten Finger ſeiner Frau die phantaſtiſchen, ſtilvollen Hüllen für die lyriſchen Ergüſſe des jungen Meiſters. Hier wurden Lobetanz und Pankratius Graunzer, der bunte Vogel und viele der beſten und reifſten ſeiner lyriſchen Gedichte geboren. Hier durfte Otto Julius ohne Furcht vor dem höhniſchen Grinſen der neuraſtheniſchen Kollegen vom Café Stefanie in München ſeiner romantiſchen Luſt an Verkleidungen frönen. Hier lebte er ein Märchen und war ſelbſt der Prinz darin. Heute Minneſinger, morgen Werther, Jean Paul und E. T. A. Hoffmann, der weiſe Chineſe Lyng-Kun oder der kraſſe Fuchs Stilpe — je nach Wetter, Luſt und Laune. Es wäre aber durchaus falſch, aus dieſem Vergnügen an Verkleidungen ſchließen zu wollen, daß Bierbaums Talent nur das eines gebildeten Eklektikers, eines geſchickten Nachahmers geweſen ſei — nein: ſeine Eigenart war im Gegenteil ſchon damals ſo ſtark ausgeprägt, daß es ihm ganz

Atelier Elvira
München

1901

Digitized by Google

unmöglich geweſen wäre, etwa in der Weiſe Fritz Mauthners in ſeinen unübertroffenen Parodien, oder Arno Holzens in ſeinen „Liedern auf einer alten Laute“ im Stile fremder Zeiten und Perſönlichkeiten völlig aufzugehen. Er konnte niemals ſein eigenes liebes Geſicht verbergen. Unter der Ganzmaske wäre ihm himmelangſt geworden. Derſelbe Sinn für Form und Farbe, der ihn reizte, für ſeine gedruckten Werke immer neue originelle Ausſtattungen zu erſinnen, verführte ihn auch zu all dieſen ſpieleriſchen Stilverkleidungen. Das waren nur liebenswürdige Kazzi ſeines krauſen Humors, den er manchmal allerdings auch an Stellen anbrachte, wo ſie gar nicht hingehörten, ſo z. B. an ſeinem letzten großen Hauptwerke, dem Prinzen Kuckuck, deſſen romantiſch umſtändlicher Untertitel „Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüſtlings“ zu dem ganz modernen Inhalt und der oft ſchier erbarmungslos naturaliſtiſchen Darſtellungsweiſe gar nicht paſſen will. Er hatte ſeinen Humor genährt mit den Humoren aller Großen, vom Meiſter Gottfried von Straßburg bis zum Meiſter Gottfried von Zürich, ohne daß er dabei doch, wie etwa der Jean Pauls, zu einem, ich möchte ſagen Muſeumshumor geworden wäre. Dazu war Bierbaum viel zu ſehr moderner Menſch, viel zu robuſter Lebenskünſtler. Er fand ſeinen Spaß ebenſogut am derben Bierulk des modernen Studenten, wie an der frivolen Grazie des franzöſiſchen Rokokopoeten, wie an der ſchalk-

haften Derbheit des oberbayeriſchen Bauernwitzes. Sein Humor beſtand eben in der wunderbaren Gabe, ſich in die allerverſchiedenſten Denkungsarten hineinverſenken zu können und doch allerperſönlichſt darüber zu ſtehen. Der echte Humoriſt muß jenſeits von Gut und Böſe ſtehen, ſein Mitleiden darf ihn nicht zum Pathos der ſittlichen Entrüſtung und ſeine Mitfreude nicht zum philiſtröſen Behagen am banalen Spaß verführen. Ein Humoriſt in dieſem Sinne war Bierbaum; aber eben weil ſein Humor moralinfrei war, fand er bei demjenigen Teile der Deutſchen, die beiſpielsweiſe in dem Lebrecht-Hühnchen-Manne ein großes Licht ſehen, nicht viel Beifall. Er taugte auch nicht zur Mitarbeiterſchaft an den Fliegenden oder an den Meggendorfer Blättern.

Das Idyll im Schloß Englar fand ein jähes Ende mit Schrecken. Bierbaum hatte einem talentvollen jungen Komponiſten, der aber reichlich faul war, einen romantiſchen Operntext anvertraut. Das Werk war in der Skizze fertig, aber mit der Partitur wollte es durchaus nicht vorwärts gehen. Da holte ſich Otto Julius den Faulpelz auf ſeine Burg und ſperrte ihn mit Feder, Tinte und Notenpapier ein. Er bekam nicht eher ſein Mittagsmahl, bevor er nicht ſein Penſum von ſo und ſoviel Seiten Partitur abſolviert hatte. Die kleine Frau konnte, ſchon als gute Oberbayerin, den ſchnoddrigen Berliner nicht leiden. Sie erklärte geradezu, daß er ihr den

Appetit verderbe. Und dennoch, als einſt der Meiſter eine Reiſe zu tun genötigt war, ging ſie mit dem kecken Tonkünſtler durch. Es war ein furchtbarer Schlag für den Gatten. Es war ihm unfaßlich zunächſt, daß dieſes ſein ureigenſtes Phantaſiegeſchöpf, das er mit zärtlicher Hand zu ſeiner geiſtigen Höhe emporzuziehen verſucht, das er mit Hunderten von ſüßen Liedern umſchmeichelt und dem er von ſeiner Menſchlichkeit das Beſte zu eigen gegeben hatte, ſich von ſeiner Seele hatte lostrennen können. Es war der Dichter, der zuerſt die dumpfe Verzweiflung überwand, indem er raſend die Saiten ſeiner Leier riß und mit Tönen ſchrillen Hohnes den Gaſſenhauer vom „verlaſſenen Lehmann" dazu ſang.

Von da an war es aus mit der Friedlichkeit ſeines Humors. Er wurde ſarkaſtiſch bitter, er wurde — Mitarbeiter des „Simpliziſſimus". Er betaute die Leiche ſeines jung verſtorbenen Dichterehegluecks mit Gift und Galle und verſcharrte ſie um Mitternacht. Dann ſtürzte er ſich in den hellen Tag und ſuchte ſich Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon. Und wiederum ſollte er Glück haben. Er fand einen jungen Bremenſer Patrizierſohn, der eben volljährig geworden war, reichliche Millionen geerbt und außerdem einen Hang zur Poeterei hatte. Den fing er ſich ein und gründete mit ſeiner Hilfe die Kunſtzeitſchrift „Pan" und im Anſchluß daran den Inſelverlag, deſſen leitender Geiſt er einige Jahre hindurch war. Der „Pan"

bedeutete das Unerhörteſte, was jemals in Deutſchland in den verſchiedenen Techniken der Buchkunſt geleiſtet worden war. Er wurde die Zeitſchrift der Millionäre, eine Zeitſchrift, die man nicht lieſt, ſondern die man nur in dem Zimmer, in dem man Leute von Geſchmack und Geiſt antichambrieren läßt, auf dem Tiſche liegen hat — womit ſie ſchon ihren Zweck erfüllt. Die wundervolle künſtleriſche Aufmachung lockte nicht nur die beſten unter den dichteriſchen und zeichneriſchen Könnern der Gegenwart, die feinſten Eſſayiſten auf dem Gebiete der Literatur, der Kunſt und des Kunſtgewerbes an, ſondern ſie wirkte auch geradezu unheimlich Wachstum fördernd auf eine Saat, die damals erſt ſchüchtern auf dem Kompoſthaufen der deutſchen Literatur zu ſprießen begann. Damals wurde nämlich das neue Dichtergeſchlecht der reichen Jünglinge geboren, der Literaturgigerln à quatre épingle, die den reinen Aeſthetizismus zu ihrer Deviſe machten, mit Myſtizismus und Symbolismus kokettierten, ſich heute herb asketiſch, morgen ſchwül pervers gebärdeten und jeglichen Inhalt zugunſten der reinen Form ſublimierten. Dieſe reichen Jünglinge ſpielten ſich als die Herolde einer neuen äſthetiſchen Kultur auf, und es kümmerte ſie wenig, daß ſie nie eines geſunden Menſchen Auge heller leuchten, eines warmblütigen Geſchöpfes Puls raſcher ſchlagen machten. Sie erfüllten ja auch immerhin eine hohe ethiſche Miſſion, inſofern ſie durch ihre koſtſpielige

Vergeudung echt kaiſerlich-japaniſchen oder van Gelder-Papieres und ihre meiſt faſt völlige Unbrauchbarkeit zu vernünftigen menſchlichen Zwecken die Sünden ihrer Väter hart beſtrafen halfen.

Bierbaum hatte eine ſataniſche Freude an dieſen anmutigen Werkzeugen der Vorſehung, denen er ſelber zur Wirkſamkeit verholfen, und in ſeinem Prinzen Kuckuck ſchüttete er dann ſpäter die volle Schale ſeines diaboliſchen Humors über ſie aus. Man hat es ihm in dem literariſchen Kreiſe der Eingeweihten ſchwer verdacht, daß er für den traurigen Helden dieſes Werkes manchen Zug aus dem wirklichen Leben jenes reichen Jünglings verwandt hat, dem er nicht nur materiell, ſondern auch ideell ſo viel verdankte, indem jener ihm die Möglichkeit ſchuf, ſeinen Kunſtgeſchmack, ſeine allerperſönlichſte Liebhaberei in großem Stile zu betätigen. Man hat den Prinzen Kuckuck geradezu einen Schlüſſelroman genannt, weil allerdings unter den Nebenfiguren ſich einige finden, deren Vorbilder für den Eingeweihten ſofort kenntlich ſind. Gewiß, es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß Bierbaum in dieſem Werke nicht überall diskret und geſchmackvoll verfahren iſt mit ſeinen Modellen. Aber wer imſtande iſt, ſich in die Lage eines realiſtiſchen Sittenſchilderers hineinzudenken — und das wurde Bierbaum, der romantiſche Lyriker, ſobald er einen modernen Stoff epiſch behandelte —, der wird zugeben müſſen, daß die Sünde zu

großer Wirklichkeitstreue gegenüber der Stärke der Verſuchung nicht allzu ſchwer wiege. Der realiſtiſche Dichter ſieht ſich ſolchen Stoffen aus ſeinen eigenſten Erfahrungsgebieten gegenüber auf Schritt und Tritt vor dem Dilemma, entweder indiskret zu werden oder aber ſeine Sache wiſſentlich ſchlechter zu machen, als er ſie machen könnte; denn die Wirklichkeit ſchafft eben doch viel abenteuerlichere Zufälle, ſpannendere Situationen und originellere Charaktere, als ſie die Phantaſie des Romanſchreibers zu erſinnen vermöchte. Was Wunder, wenn da manchmal die Rückſicht auf ſein Werk dem Dichter über die gebotene Rückſicht auf berechtigte Empfindlichkeiten geht. Mildernde Umſtände muß man ihm mindeſtens in ſolchem Falle zubilligen. Meiner Meinung nach hat ſich Bierbaum im Prinzen Kuckuck, ſeinem ſtärkſten und tiefſten Proſawerke, vielmehr dadurch an der Wirklichkeit verſündigt, daß er es unterließ, dieſer üblen Sphäre eines dekadenten Literatentums die tüchtige erbauliche Sphäre ernſthafter moderner Kulturarbeit gegenüberzuſtellen. Aber das war nun einmal ſein Verhängnis, das er mit ſo vielen von uns unglücklichen modernen Romanſchreibern teilte, daß er die Welt des Handels, der Induſtrie, der ſozialen Hilfsarbeit, der ernſten und dabei praktiſchen Wiſſenſchaft gar nicht, und weder den modernen Landwirt, noch auch den modernen hochſtrebenden Arbeiter genügend kannte. Im übrigen möchte ich doch zur Ehren-

rettung ſeiner Menſchlichkeit nachdrücklichſt betonen, daß gerade ihm die unter dem Künſtlervolk ſo häufige Neidhammelei und Schadenfreude gänzlich fremd war. Seine Eigenſchaft als echter Humoriſt ſchützte ihn vor ſolcher Niedrigkeit der Geſinnung. Er ergötzte ſich am Allzumenſchlichen, er ergötzte ſich auch am Philiſter; aber er gab ſich freudig und mit ganzer Seele an alles Echte und Große hin. Er ſetzte ſich für alle zu unrecht verkannten und leidenden Kunſtgenoſſen mit allen Kräften ein. Er förderte junge Talente, ſoweit es ihm ſeine übermäßig in Anſpruch genommene Zeit irgend erlaubte. Er ſorgte z. B. für den gänzlich weltunmöglichen, hilfloſen Liliencron während deſſen Münchener Zeit wie eine gute zärtliche Kindsfrau. Er erkannte auch da rückhaltlos fremde Größe an, wo ihm ſolche Anerkennung nicht heimgezahlt wurde.

Und noch ein Moment aus der Tragikomödie dieſes Künſtlerlebens: Bierbaum hatte in ſeinem Stilpe zuerſt in Deutſchland, vielleicht in Anlehnung an ſeinen däniſchen Freund Holger Drachmann, die Idee des künſtleriſchen Varietés angeregt. Er ſelbſt hat Dutzende von köſtlichen und unübertrefflichen Brettelliedern geſchaffen. Er hätte ganz allein das lyriſche Repertoire eines ſolchen künſtleriſchen Varietés auf Jahre hinaus beſtreiten können, aber ihm fehlte, wie — nur ein halbes Dutzend Ausnahmen abgerechnet — allen deutſchen Dichtern gänzlich die Fä-

higkeit, ſeine Werke ſelbſt wirkſam vorzutragen. Ihm fehlte auch das organiſatoriſche, das Regietalent. Und ſo mußte er es erleben, daß ich, der ich nur das Kennwort Ueberbrettl erfunden und nur drei vorbildliche Brettelgeſänge verfaßt hatte, berufen wurde, ſeine Idee in die Wirklichkeit zu übertragen. Ich, den innerlich dieſe ganze Sache wenig berührte und der ſich nur widerwillig dazu hergab, dem deutſchen Publikum die Bühne für lyriſche Kleinkunſt aufzutun, weil eben kein andrer vorhanden war, der beſſer dazu geeignet geweſen wäre. An meinen Namen heftete ſich der Ruhm, ſehr bald aber auch der Fluch der guten Tat. Und an dieſem Fluche hatten denn auch Bierbaums breite Schultern ſeiner Lebtage ſchwer mitzutragen. Sein Verſuch, in Berlin ein eigenes Theaterchen für ſeine launigen Einfälle zu gründen, ſcheiterte kläglich, und der Rieſenerfolg, den mit Recht ſeine muſterhaft volkstümlichen literariſchen Gaſſenhauer durch mein Ueberbrettl fanden, wurde ihm kaum weniger als mir ſelbſt zum Verbrechen angerechnet und bis ans Ende ſeiner Tage nachgetragen. Der deutſche Philiſter, der in der hohen Kritik ebenſo ſtark verbreitet iſt, wie in dem weiten Flachlande der gebildeten Geſellſchaft, erlaubt weder dem Künſtler, noch dem Gelehrten noch ſonſt irgendeinem Würdenträger das desipere in loco, das Purzelbaumſchlagen in der Oeffentlichkeit. Selbſtverſtändlich war ihm von nun an ebenſo wie mir die künſtleriſche Leicht-

Bierbaum mit Olaf Gulbranſſon

fertigkeit, der Mangel an ſittlichem Ernſt offiziell und unwiderleglich nachgewieſen.

In dieſer Leidenszeit erhaſchte unſer Dichter zum drittenmal das Glück in der Geſtalt ſeiner zweiten Gattin, Frau Gemma aus Fieſole. Dieſe geſcheite feine kleine Dame bereitete ihm eine zweite Heimat in der Florentiner Sonne, in die er ſich flüchten konnte, ſo oft ihm der Biernebel germaniſchen Philiſteriums gar zu ſchwer auf der Seele laſtete. Aber ſein Humor hatte doch zu ſchweren Schaden gelitten, als daß ihm die geſunde Luftveränderung ganz wieder auf die Beine geholfen hätte. Dieſer graziöſeſte, leichteſt bewegliche unter den deutſchen Dichtern war höchſt ſchwerfälligen Leibes. Der unglückſelige Saufkomment ſeiner Burſchenzeit mag wohl den Grund gelegt haben zu dem Nierenleiden, das ſeinen fetten Körper ſo lange plagte. Obwohl er ſich der völligen Abſtinenz verſchrieben hatte, vermochte er ſein leibliches Teil nicht wieder ſo recht in Ordnung zu bringen. Das machte ihn zu Zeiten übellaunig, wovon der gallige Humor ſeiner letzten Arbeiten, ſeiner Yankee-Doodle-Fahrt insbeſondere, oft Zeugnis ablegt. Dieſer ſolideſte aller deutſchen Dichter konnte nur mit der äußerſten Anſtrengung ſeinen ſtrapazierten Nerven noch die notwendige Arbeitszeit abringen. Und er brauchte ſoviel Arbeitszeit! Es gehörte zu ſeinem Poetenſchickſal, als geborener Grandſeigneur in kleinbürgerliche Verhältniſſe hineingeraten zu ſein. Er, der

brünſtige Anbeter aller Schönheit in Natur und Kunſt, der Kenner und Genießer ſo vieler alter und neuer Kulturen, er konnte am Mittag ſeines Lebens unmöglich mehr in der beſcheidenen Umwelt eines kleinen Beamten exiſtieren. Und um ſich das notwendige bißchen Luxus, die künſtleriſch anregende Umgebung zu ſchaffen, mußte er eben raſtlos ſchreiben, ſchreiben, ſchreiben. Seine Nerven wurden empfindlich gegen jede Störung von außen, gegen Lärm zumal. Und ſo gewöhnte er es ſich an, die Nacht zum Tage zu machen und ſich mit Tee, Kaffee und ſchweren Zigarren anzureizen. Wenn er ein großes Werk unter der Feder hatte, ſo ſah er wochenlang die Sonne nicht. Er ſchlief am Tage. Wenn die Hausgenoſſen zu Bett gegangen waren, erhob er ſich und ſchrieb und ſchrieb und ſchrieb, bis die Sonne ihn vom Schreibtiſch ſcheuchte. Das koſtete ihn den Reſt ſeiner Kräfte, das machte ſein Herz ſo ſchwach, daß es dem letzten Angriff ſeines organiſchen Leidens keinen Widerſtand mehr entgegenzuſetzen hatte. So hat er ſich denn wirklich, noch bevor er das fünfundvierzigſte Lebensjahr zurückgelegt hatte, zu Tode gearbeitet, lange, lange bevor er den Vorrat ſeiner Seele an Ideen und Geſtaltungskraft erſchöpfte.

Hatte ich wohl recht, von der Tragödie eines Dichterlebens zu ſprechen?

Wir ſind dieſem mühſeligen und beladenen Erdenwallen warmen Dank ſchuldig, denn es hat uns viel Schönheit, viel Heiterkeit, viel

ſüßes Träumen und ernſtes Beſinnen, viel Aufrüttelung zu heilſamem Schreck und jugendſtarker Begeiſterung geſchenkt. Wir haben kein Recht, gerade mit dieſem Dichter beſonders ſtreng deswegen ins Gericht zu gehen, weil ſeine Werke nicht alle auf gleicher Höhe ſtehen, weil ſo manche Spreu unter ſeinem goldenen Weizen gefunden wird. Vergeſſen wir nicht, wir, die wir ſein Leben kennen, unter welch widrigen Umſtänden er geſchaffen hat, daß den vielen Werken, die er ſchreiben mußte, um für ſich und die Seinen das Notwendigſte zu verſorgen, verhältnismäßig wenige gegenüberſtehen, die er in ſchöner Muße ſchaffen durfte. Vor allen Dingen aber freuen wir uns, daß in unſren Tagen des Spezialiſtentums, das ſo leicht zur geizigen Verknöcherung führt, uns ein ſo reicher Verſchwender begegnet iſt, ein frommer Heide, der überall nach den Spuren des Göttlichen ſuchte, der voll Andacht betete zu dem Geiſte des Goetheſchen Univerſalismus, ein trotz aller Not innerlich ſtets Freier und Aufrechter, ein Menſch ohne Falſch, ohne Poſe. Es war ihm nicht vergönnt, ein ganz Großer zu werden, aber er war ein ganz Reicher, und wir haben alle unten im Hofe ſeines märchenhaften Luftſchloſſes ſtehen dürfen, wenn er ſein Gold zum Fenſter hinauswarf. Dafür wollen wir ihm dankbar ſein wie die Kinder, nicht aber wie die neunmal weiſen Geizhälſe grämlich ſeine liebe Narrheit ſchelten.

# Max Bernstein

Ich habe Bierbaum nicht genug gekannt, Neues über ihn zu sagen oder Unbekanntes von ihm erzählen zu können. Aber ich möchte die Gelegenheit nicht versäumen, wenigstens das eine zu bezeugen: daß es mir immer eine Freude war, diesem frischen und lebendigen Menschen zu begegnen. Ich ehre sein Andenken.

# Hans Thoma

## Otto Julius Bierbaum zum Gedächtnis

Als ich im Jahr 1890 eine Sammlung von etwa dreißig Bildern im Münchener Kunstverein ausstellte, wurden dieselben mit besonders warmer Begeisterung von Otto Julius Bierbaum begrüßt; nach all den bösen Kritiken, die mir in den siebziger Jahren im Münchner Kunstverein zuteil geworden sind, war mir das eine große Freude — ich zweifelte nicht, daß in Otto Julius Bierbaum eine freie, mutige Künstlerseele Wohnung genommen habe, und als ich ihn später persönlich kennen lernte, fand ich diese Meinung vollauf bestätigt; seine Gedichte sprechen in besonders intimer Art zu mir, so daß ich ihm einmal scherzhaft schrieb, daß, wenn ich das Dichten gelernt hätte, meine Gedichte die größte Aehnlichkeit mit den seinigen haben würden. Er besuchte uns später in Frankfurt mit seiner ersten Frau, und ich freute mich an seinem närrischen Künstlerglück, das so aufrichtig und so treuherzig war. Es war mir damals auch eine besondere Freude, daß mein Freund Dr. Eiser, der eine recht kritische Natur sein konnte, sich so in Bierbaums Gedichte einlebte, daß er öfters welche vorlas

und nicht wenige auswendig konnte, wo er dann die Schönheit derselben zum Ausdruck zu bringen wußte.

Da ich durch diese Zusammenkünfte und durch eine zeitweilig recht eifrige Korrespondenz sein Wesen kennen lernte, so wußte ich wohl, daß gar viele Gefahren im Leben tückisch auf ihn lauern würden. Eine kindliche Sorglosigkeit gehört ja zu den Eigenschaften des Dichters — aber diese Sorglosigkeit mag gar oft, wohl ihm selber am meisten, aber auch andern in die Quere kommen. Die Welt sagt dann freilich: Ja, warum paßt er nicht auf auf seinen Weg und taumelt herum wie ein Schmetterling, sieht er denn nicht, daß die so langsame Schnecke es doch noch weiter bringt, daß sie besser vorwärts kommt. Aber wir Wanderer wollen uns die Freude an dem leichten Schmetterling nicht nehmen lassen, der alle Freuden des Daseins vorwegnehmen möchte, am Weg bei jeder Blume seine Zeit vertrödelt, der zurückfliegt, wenn er eine Blume vergessen zu haben meint — dem es dann wohl passieren kann, daß er auf dem Hin und Her des Weges flügelmüde wird und am Wege im Staube liegt — wir wollen, wenn wir auch mehr zur Schneckennatur neigen, die ihren Weg wohl bedachtsam zu ermessen weiß, nicht richten und sagen, er hätte es so und so machen sollen — so etwa wie wir! — Es kommt ja auch über die Schnekken einmal der Staub des Weges, der den Schleim, mit dem sie sich fortbewegen, ver-

trocknet und ſie feſtklebt. Wenn dann der Flieger verurteilt und richtet, ſo tut er freilich auch nicht recht.

Herrennaturen gibt es unter den Fliegern und unter den Kriechern nicht allzu viele, es ſind die, welche die Herren ihres eignen Weges werden, es ſind die, welche ja ſagen lernen zu ihrem Schickſal und ihm die Hand zu reichen wiſſen und ſich mit ihm auseinanderſetzen in Friede und Eintracht. Aber das muß erkämpft ſein, und ein jeder Menſch, beſonders, wenn er Dichter iſt, kämpft und ringt, um nach dieſem Friedensſtand, nach dieſem Herrſcherſtand zu gelangen, das iſt ja im Grund der Seele ſein höchſtes Menſchheitsideal, auch wenn er es in der Kampfeswut vergißt und blind unſinnig um ſich haut und kaum weiß, mit wem und warum er kämpft. Er meint, mit der ganzen Welt kämpfen zu müſſen, wenn man aber der Sache auf den Grund geht, ſo kämpft er eigentlich nur mit ſich ſelber, und alle Stürme und Wirrniſſe wollen nur dahin drängen, daß eine gute Frucht mehr am Baume der Menſchheit heranreift — eine Frucht, die ſtandhält.

Die hohe Sehnſucht nach Frieden jedes ſich im Daſein der Welt als Seele fühlenden Menſchen iſt beſonders im Künſtler, im Dichter, ſtark ausgeprägt — ſo hat auch dieſe Sehnſucht, die aus dem Dunkeln und Schweren emporſtrebt, nach dem Lichten und Leichten, in Bierbaum gelebt — ſie hat in ihm gerungen und geſun-

gen, gelacht und gelärmt, geweint und geklagt, und in seinen Gedichten hat er dieser Sehnsucht so, wie ein Gott es ihm gegeben, Ausdruck und Form gefunden. Die Sehnsucht des Menschen, sich aus dem Staub zu erheben zu geistig reinen Höhen des Bewußtseins, hat in Bierbaum gelebt, und die Schwierigkeit, die wir ja alle, die wir aus dem Dunkeln in das Helle streben, kennen, die sich einstellen, wenn wir aus den anklebenden Naturnotwendigkeiten uns erheben wollen, hat in seiner Natur, wie auch schon in manch andern das hervorgerufen, was wir Humor nennen, den das Gefühl unsrer Hilflosigkeit bis zur Komik steigern kann und zum zynischen Spiel mit der Macht des Herunterziehenden, womit man so etwa dem Gemeinen, das uns alle bändigt, ein Schnippchen schlagen will, unserm unauflöslichen Verhältnis zu ihm noch Form zu geben versuchen will.

Freilich halte ich das, weil ich im ganzen eine wohltemperierte Künstlernatur bin, für nicht ungefährlich, und ich habe Bierbaum auch hierüber einmal etwas gesagt, nicht darüber, daß in seinen Studentenbeichten der Student seine volle sinnliche Freude an seinem Waschermädel hat, sondern das hat mich an der Erzählung geärgert, daß der leichtsinnige Bursch es über sich bringt, eine so bescheiden treue Seele, sobald es ihm nicht mehr paßt, wegzuschleudern, als ob nichts gewesen wäre.

Daß man die Handlungen der Perso-

Mit M. A. Stremel und Frau Liſette Stremel in Englar

nen einer Dichtung nicht mit unſerm Moralkoder beurteilen ſoll, weiß ich wohl; aber immer kommt man doch nicht darüber weg, man wird naiv und ruft dem beſchriebenen jungen Manne zu: Siehſt du denn nicht, welch edles Weſen einer Menſchenſeele du mißbrauchſt und vielleicht verdorben und dann weggeworfen haſt. — Man tröſtet ſich dann nur noch damit, daß ſolche Waſchermädel urgeſunde Kraft in ſich haben und nicht ſo leicht an einer Dummheit zugrunde gehen. Aber dieſe Kritikergedanken, die eigentlich ſeine Werke nichts angehen, ſondern mehr gegen den Lauf der Welt, die er ſchildert, ſich richten, wurden nicht ſtörend empfunden, da ich ihn als guten, in ſeinem Weſen wahrhaftigen Menſchen kannte und als feinfühlenden formenſchaffenden Dichter verehrte.

Schön war es, wie er ſich an dem Glück und Behagen anderer ſo aufrichtig neidlos freuen konnte, wie er für ſtilles Glück, das er bei andern ſah, ſeiner feinen Empfindung ſo paſſende Worte fand.

In den letzten zehn Jahren kam ich faſt nie mehr mit Bierbaum zuſammen, und wie es ſo geht, ſchlief auch der Briefwechſel ein — dazu trug viel bei, daß mein ſtilles Glück, das er in Frankfurt ſo lebhaft empfunden hatte, der Vergänglichkeit anheimfiel und ich mich der Einſamkeit ergab.

Wir alle ſind wohl Früchte, die die Spuren der Zeit, die uns hervorgebracht hat, an ſich tragen, und in dem Dichter beſonders

ſpiegelt ſich der allgemein vorherrſchende Geiſteszuſtand der Zeitperiode, es ſpiegelt ſich in einer ſolchen durch die Verworrenheit der Zeit, des Lebens hindurchgewanderten Menſchenſeele auch die Unruhe und Friedloſigkeit, ja Hoffnungsloſigkeit, die in gewiſſen Zeitperioden mehr als in andern über das Menſchengeſchlecht hereinzubrechen drohen, aber auch die ewige Sehnſucht der Menſchheit wirft tief ihre Bilder in eine ſolche empfängliche Seele und macht ſie zur ſchaffenden, ſomit zu einer ſich froh fühlenden Seele — die in ihrem Wahrhaftigkeitsdrang nichts verſchweigen konnte von dem, was in ihr lebte und tobte.

Nun iſt Otto Julius Bierbaum zur Ruhe eingegangen, und die, welche ihn gekannt haben, und die, welche ihn noch kennen lernen, können an dem Gold ſeiner Werke ſich freuen, ohne durch Schlacken, wie ſie uns allen anhaften, ſich ſtören zu laſſen.

Wir ſtehen vor dem Hofe des Friedens!

Wenn man über 70 Jahre alt iſt, ſo kann man nicht mehr gut die Rede anwenden: „Ich werde ihm ſtets ein treues Andenken bewahren.“ Dies „ſtets“ wird vorausſichtlich recht kurz ſein. So will ich lieber einen ſeiner Sprüche hieher ſetzen, der mir in ſeiner knappen Faſſung viel und Umfaſſendes vom Leben zu ſagen ſcheint:

„Das beſte Werk auf Erden iſt:
Korn in die Scholle ſäen.

Und aller Freuden vollſte iſt,
Die ſchweren Schwaden mähen.
Rund geht der Wurf des Säemanns,
Und rund des Mähers Eiſen. —
Des ganzen Lebens Auf und Ab
Liegt mitten dieſen Kreiſen." — —

# Hedwig Lachmann

Es ist nicht immer der Fall, daß das, was einem an der Produktion eines Menschen als charakteristisch und wertvoll auffällt, in der lebendigen Persönlichkeit auch in die Erscheinung tritt. Bei Bierbaum, der wenig geschrieben hat, was sich nicht durch eine launige Fassung auszeichnet, waren Humor und Liebenswürdigkeit auch im persönlichen Verkehr die Züge, die frappierten und für ihn einnahmen. Und zwar war seine Liebenswürdigkeit von der ungeschminkten deutschen Art, ohne Glätte und Verbindlichkeit, eher von einer abwartenden Kühle, der man aber anmerkte, daß sie aus einem von Grund aus freundlichen Naturell herkam. So wie in seinen Gedichten oft eine an die frühdeutschen Meister erinnernde Herbheit und Innigkeit zum Ausdruck kam, so traf uns auch aus seinem Wesen eine aller Phrase abholde Schlichtheit. Ich lernte Bierbaum Mitte der neunziger Jahre kennen. Er war von der „Oed" nach Berlin gekommen und hatte in Tegel seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Es war ein bescheidenes Heim, vielleicht gerade dadurch in der Erinnerung so sympathisch, von altväterischem Charakter, mit einer schon damals

ausgesprochenen Neigung zum Biedermeierstil. Auch seine literarische Entwicklung war zu jener Zeit noch in den Anfängen, und vieles, was sich später mit mehr oder weniger Glück ausgewachsen hat, äußerte sich in interessanter Weise in der Idee. Bierbaum hat Berlin nie geliebt. Die rasch das Neue aufgreifende und sich oberflächlich assimilierende Art des norddeutschen Großstädters sagte ihm wohl nicht so zu wie das durch seine schwerfälligere Natur mehr im Primitiven haftende Wesen des Süddeutschen. Zum letztenmal besuchte ich Bierbaum vor zwei Jahren in Pasing, als er der Nachbar unserer gemeinsamen Freunde, Anna und Hermann Croissant war. Es lag mehr Ernst und Schwere über ihm als in den Zeiten des fröhlichen Beginnens und eine gewisse Melancholie, die das humorvoll geprägte Wort nur zur momentanen Ueberwindung der schwermütigen Stimmung zu brauchen schien. Doch etwas Sonniges, das in einem Lächeln zuweilen über seine Züge glitt, war ihm treu geblieben, und man kann sich denken, daß auch durch die Leiden der Krankheit und bis in den nahenden Tod hinein ein Rest Lebenshoffnung die Heiterkeit des Herzens nicht ganz hat in ihm erlöschen lassen.

# Paul Scheerbart

Mit Bierbaum bin ich Anfang der neunziger Jahre — besonders, als er in Tegel wohnte — öfters zusammengewesen. Als Hartleben Hochzeit feierte, waren wir auch zusammen da — auch auf Julius Harts Hochzeit. Aber — wenn ich etwas „Persönliches" von ihm sagen soll, so bin ich in ärgster Verlegenheit. Wir sind sogar mal nach durchzechter Nacht in einer Berliner Markthalle gewesen. Da kaufte er Aepfel für seine Gusti und zahlte, wenn ich nicht irre, 40 bis 60 Pfg. pro Stück. Ich wollte ihn hindern, einen so hohen Preis zu zahlen. Aber er sagte: „Laß doch! Warum soll ich n i c h t so viel bezahlen?" Das ist das einzige, was von Bierbaum im persönlichen Verkehr bei mir haften blieb. Eine Postkarte habe ich nie von ihm erhalten — nur lange Briefe, die stets einen geschäftlichen Inhalt hatten. Ich glaube, daß Bierbaum der Verschlossenste von uns war. Auch Heymel sagte ganz erstaunt: „Er schweigt immer."

Anbei eine kleine Photographie von Bierbaum. Ich bin neugierig, ob Bierbaum andern gegenüber weniger zugeknöpft war.

## Dr. Karl Friedrich Baberadt

# Denn er war unſer . . .

Meine Begegnung mit Otto Julius Bierbaum war leider nur flüchtiger Natur, aber trotzdem empfing ich von ihm — und allen, die damals dabei waren, ging es ſo — einen Eindruck fürs Leben, die kurzen Stunden, die in meinem Gedächtnis die Perſönlichkeit Bierbaums ausfüllt, gehören zu den ſonnigſten Erinnerungen meiner letzten Studentenjahre. Zum erſten Male kam ich mit Otto Julius Bierbaum zuſammen bei den „Elf Scharfrichtern" in München. In der Türkenſtraße in einem kleinen grotesk ausſtaffierten Saale, der hinter einem dunklen Torweg lag, durch den rote Plakate zu ihm hinführten, hatten die Elf ihr Quartier aufgeſchlagen. Die Leute vom „Simpliziſſimus" und der „Jugend" und das jüngſte Deutſchland gaben hier ihre Verſe und Geſchichten zum beſten. Frank Wedekind las aus ſeinen Werken vor, Hans Dorbe ſang ſeine koſtbaren Soldatenlieder, Marya Delvard rezitierte moderne Impreſſionen, hier war man literariſch und „intellektuell". Man ergötzte ſich an dem graziöſen Spiel jener feinen kleinen Kunſt, die, in froher Laune geboren, be-

ſtimmt war, Freude zu erwecken und vornehmes Genießen zu kultivieren. Man konnte aber auch ernſt ſein, und das waren jene Stunden, die Einem zum Erlebnis wurden, aus denen dunkle Schatten ſprangen und ſich mit kaltem Grauen in die Seele ſchlichen. Aber im allgemeinen war doch der Frohſinn die Ars triumphans.

Der geiſtige Vater dieſer künſtleriſchen Art war Otto Julius Bierbaum, der ja in ſeinem „Stilpe" zuerſt die Idee des literariſchen Variétés ausgeſprochen hatte. Er ſelbſt, damals ein guter Dreißiger, hatte das meiſte an Liedern für dieſe Vortragsabende beigeſteuert.

Ich ſehe ihn noch dort in einer Ecke ſitzen unter jungen Künſtlern und Literaten, das breite großflächige Geſicht mit der hohen Stirn in behagliche Freude getaucht, und dem Scharfrichter freundlich zunicken, der ſein Lied von dem alten Orgelmann oder ſein Laridah mit Gitarrenbegleitung exekutierte. Seine Augen blinkten hinter den ſchimmernden Gläſern keck und gut und ein wenig ſpöttiſch. Seine Rede war beſtimmt, und manchmal warf er ein Wort in die Unterhaltung, das ein lachendes Echo fand. Wie es gekommen war, weiß ich nicht mehr genau, jedenfalls aber hat ein uns bekannter Künſtler meinen Freund — auch ihn deckt ſchon der kühle Raſen — und mich an den Tiſch geholt, an dem Bierbaum ſaß. Mit gewinnender Liebenswürdigkeit wurden wir aufge-

Filly Kester phot.

Bei Croiſſants in Paſing

nommen, und es war bald, als gehörten wir schon lange zu diesem Kreise.

Was wußten wir viel von Otto Julius Bierbaum damals! Wir kannten ihn oberflächlich vom „Pan" und von der „Insel" her und schätzten ihn als Dichter des sprühenden Münchener Studentenliedes: „Ein Geschpusi muß ich haben!", ganz zu schweigen natürlich von dem „Lustigen Ehemann". Ich hatte ferner seine „Studentenbeichten" gelesen, und mein Freund zählte den „Kaktus" zu seinen Lieblingsbüchern. Damit aber war auch unsere ganze Wissenschaft von diesem Zeitgenossen erschöpft. Durch die Elf Scharfrichter waren uns noch andere kecke Lieder Bierbaums bekannt geworden, aber so einen richtigen Eindruck von der Persönlichkeit des Dichters konnten wir nicht empfangen. Den gab er selbst uns erst. Gab ihn uns schon am ersten Abend, als wir zusammen waren, und vertiefte ihn noch die paar folgenden Male, die uns wieder vereinten. Denn das spürte man gar bald: hier stehst du einer Persönlichkeit gegenüber. Man spürte es, ehe man sich noch mit dem Dichter in ein Gespräch vertieft hatte. Dabei hielt sich Bierbaum in unserer Tafelrunde bei den Elf Scharfrichtern fast immer im Hintergrund, blieb bei aller Liebenswürdigkeit ein wenig zurückhaltend. Und doch fühlte man: das ist nicht Schwäche, nicht Schüchternheit, sondern Stärke, selbstbewußte Bescheidenheit. Unbewußt zog Bierbaums Führernatur — denn

eine ſolche war er ſicherlich — die Herrſchaft an ſich, ohne ſie jedoch deſpotiſch zu mißbrauchen. Wir ſprachen viel von Literatur und Kunſt, und oft platzten die Meinungen recht hart aufeinander, auch Bierbaum wußte die ſeine recht energiſch zu vertreten, aber wenn die Wogen am höchſten gingen, wenn unſer Disput den Vortrag auf dem Brettl zu übertönen drohte und das Publikum anfing, unwillig zu werden, war es wieder meiſtens Bierbaum, der Oel auf die Wellen goß und mit einem ſchlagenden Witzwort das europäiſche Gleichgewicht wiederherzuſtellen wußte. In ſeiner ganzen Art lag etwas Schlichtes, Gewinnendes, Volkstümliches. Kam einmal ſeine Kampfesnatur zum Durchbruch, war es, als ob ein blutwarmer Lebensſtrom über Einen dahinbrauſte, aber nie habe ich erlebt, daß ihn die Leidenſchaft die Herrſchaft über ſich ſelbſt verlieren ließ. Ich habe ſpäter oft von allerhand Ausſchreitungen Bierbaums und von ſeinem ewigen Studententum, ſeiner Klingklanggloribuſch-Fröhlichkeit verächtlich reden hören, aber all das iſt Torheit und Unwahrheit. Bierbaum war keine Natur, die ſich in materiellen Vergnügungen und in alter Burſchenherrlichkeit verlor, dafür ſtand er viel zu erdenfeſt, dafür war ſein Menſchentum viel zu kraftvoll, ſeine Lebensauffaſſung viel zu geſund. Gewiß, auch Bierbaum hatte ſeine menſchlichen Schwächen, aber ſie gingen unter in ſeiner ſonnenfrohen Zuverſicht, in ſeinem Willen zur Kraft, in

ſeinem Humor. Ich erinnere mich, daß einmal das Geſpräch auf Liliencron kam. Man hatte gerade das Lied „Die Muſik kommt" vorgetragen, und einer hatte beiläufig ein paar Gloſſen über Liliencrons „ſinnloſe Wortkünſteleien" gemacht. Hei, fuhr Otto Julius den an! Niemals früher oder ſpäter habe ich jemand ſo begeiſtert und ſo wahr über den Dichter der „Adjutantenritte" ſprechen hören, wie Bierbaum an jenem Abend. In ſeinem wundervollen Liliencronbuche, das er M. G. Conrad, ſeinem Mitſtreiter für Liliencron, gewidmet hat, findet ſich das Beſte vereinigt, das Bierbaum über jenen geſagt und geſchrieben hat.

Am unvergeßlichſten aber iſt mir jener Abend, an dem ich den „Irrgarten der Liebe" kennen lernte. Dem Titel nach und aus den Auslagen der Buchhändler kannte ich das gelbe Büchlein ja bereits, aber noch hatte ich keine Gelegenheit gehabt, darin zu blättern. Eines Abends alſo hatte einer von der Tafelrunde das Buch mitgebracht, um mit dem Dichter über eine Stelle zu ſprechen. Ich weiß nicht mehr, worum es ſich handelte, aber ich entſinne mich, gerade bei dieſer Gelegenheit von Bierbaum tiefe Worte über Poeſie gehört zu haben. Ich lieh mir das kleine Buch und las die ganze Nacht darin. Am andern Morgen, nachdem ich mir das Buch gekauft hatte, war mein erſter Gang zu meinem Freunde, um ihn des köſtlichen Schatzes teilhaftig werden zu laſſen.

Das Buch wirkte auf uns wie feuriger Wein. Wir konnten uns schier trunken lesen an den üppigen Versen, wir grübelten mit Bierbaumschen Gedanken über die tiefsten Probleme und wir badeten uns förmlich in den mutigen neuen Wortbildungen. Ein gütiges Schicksal hat unsere eigenen damaligen Verse vor dem Druck bewahrt, was aber von den vielen Gedankenstrichen und Punkten doch in Druckerschwärze zu glänzen würdig befunden wurde, das ist längst wohltätigem Vergessen anheimgefallen. Eine ähnliche Wirkung wie Bierbaums „Irrgarten der Liebe", in dem sich der Dilettantismus nur zu gern verlief und noch verläuft, einen gleich tiefgehenden Einfluß hat wohl nur Heines „Buch der Lieder" ausgeübt.

In diesem Büchlein aber fanden wir das Wort, das sich wie ein ehernes Band um Bierbaum und uns legte, das ihn zu „unserem Otto Julius" machte und das sich uns unauslöschbar tief eingegraben hat, ja, ein Leitspruch für das Leben geworden ist. Es steht am Schlusse des letzten Gedichtes aus dem Frank Wedekind gewidmeten Zyklus „Sub Rosa Veneris" und lautet:

„Schönheit ist der Sinn
Der Welt. Schönheit genießen, heißt die Welt
Verstehn."

Mir ward das zu dem Schönsten, was Bierbaum gesagt hat, in diesen paar Worten erkenne ich sein ganzes Schaffen, sein ganzes Leben.

Als mich die Todesnachricht dieſes edelſinnigen Menſchen erreichte, war mir, als ob etwas in meinem Leben zerbrochen wäre. Und ich dachte all der Stunden, mögen ſie auch nur flüchtig vorübergerauſcht ſein, in denen ich unſerem Otto Julius nahe ſein durfte. Zu früh wurden ſeinem raſtloſen reichen Geiſte jähe Schranken geſetzt. Sein Leben war Arbeit und Mühe, war Freude und Schmerz. Der hat ihn oft und hart getroffen. „Gut, gut ſchmiedet der Schmerz", ſang er:

„Kein Sturm zerſtört,
Kein Froſt zerfrißt,
Kein Roſt zerreißt,
Was der Schmerz geſchmiedet."

In allem Leid aber hat er ſich ſein Lachen und ſein unverzagtes Herz bewahrt. Denn er hatte die Schönheit und kannte damit den Sinn der Welt. Seine Seele war voller Sonne. Zur Sonne iſt ſie wieder eingegangen.

„Ich ſchließ die Türe hinter mir,
Bin nur für den zu Haus,
Von dem es heißt, er fächelt
Das letzte Flämmchen aus."

Wir aber wollen dein Vermächtnis wahren, Otto Julius! Was die Jünglinge von dir lernten, wollen die Männer lehren: „Schönheit genießen, heißt die Welt verſtehn!"

# Liſette Stremel

Es war im Sommer 1900 in St. Quirin am Tegernſee. Freund Bierbaum hatte uns telegraphiert: Komme nachmittag zu Rad mit Dora. — Und wir waren ihm und ſeiner jungen Baſe, die ihm den verwaiſten Haushalt führen ſollte, ein Stück Wegs entgegengeradelt.

Da kam zuerſt, ein wenig verärgert, wie es ſchien, aber doch erfriſcht von der Tour, Bierbaum allein. Dann weit. weit hinter ihm ſchmollend die kleine Dora.

Mitten am Wege hatte es einen harmloſen Zank gegeben. Dora war von der Anſtrengung des Radelns erhitzt geweſen. Der Vetter empfand die Röte ihres Geſichtes als „unſchön", und wünſchte, ſie ſolle durch Puder dem abhelfen; und ſie — hatte opponiert. Er war gleich ärgerlich darüber auf und davon geradelt; und die Kleine war ihm erſchrocken und mißmutig nur ſchwer gefolgt. Jetzt, da wir uns begrüßt hatten, war ſeine Miene wieder freundlich und heiter, und er hatte, wie immer, ſeinen kleinen Aerger raſch vergeſſen. Dorchen aber ſchmollte noch ein wenig.

Daheim dann, in unſerer ländlichen Stube,

ſaßen wir bald alle vier ſehr friedlich und froh beim Tee.

Und während wir ſo ſchwatzten, fiel Bierbaum eine Zeichnung meines Mannes in die Augen, die an der Wand hing. Ein bildhübſches, friſches, ſiebzehnjähriges Tegernſeer Bauermädel. Wir verſprachen ihm das Original zu zeigen, das auch uns ſehr entzückt hatte.

Den nächſten Tag ſchon waren wir auf dem Wege zu Marie. Wir fanden das reizende Mädel in ihren blauleinenen „Melkhoſen" bei der Arbeit auf der Weide. Weniger Gutgewachſenen werden dieſe oben ſehr weiten, über ſämtliche Röcke gezogenen, nach unten eng werdenden Hoſen nicht gerade vorteilhaft ſtehen. Der kräftigen, aber doch ſchlanken, elaſtiſchen Marie gab dieſer außergewöhnliche Aufzug einen eigenen Reiz mehr.

Und wie ſie jetzt ſo feſten Schrittes vor uns herging, den Weg zum Elternhaus zu zeigen, da folgte dicht hinter der Raſchſchreitenden, wie an einem unſichtbaren Bändel gehalten, magnetiſch angezogen, im Zick-Zack des Bergweges, mit freudig glänzender Stirn, ſtrahlenden, weiten, ſonnigen Augen, entrückt: Otto Julius.

Und wir drei gingen langſam hinter den beiden drein. Beobachtend, und freuten uns! Und lachten!

# M. A. Stremel

Schloß Englar im Eppan bei Bozen. Ende Mai 1899. Bei Bierbaum. Ich war abends angekommen. Wir hatten in dem langen Saale gegeſſen, an deſſen Wänden die Lautrecs hingen. Bierbaum, auf dem geblümten Sofa in der Mitte; ſeine Frau — heiter, feſtlich, wie er es ſo gerne ſah — im ausgeſchnittenen, roten Kleid; Heymel — es war die Zeit der Inſel-Gründung — und ich. Auf dem Tiſche Blumen; und große Kirchen-Wachskerzen in den alten, japaniſchen Bronzeleuchtern, die wir im Winter bei Pächter in Berlin gemeinſchaftlich ausgeſucht hatten. Und Bierbaum war ſtrahlend geweſen, hatte erzählt von der Gründung der Moderne, von Liliencron und anderen. Dann war er ſpät, ſehr ſpät arbeiten gegangen.

Und nun ſaß ich morgens vor dem alten Haus, „am alten Marmortiſche" — ſo um zehn Uhr. Kein Laut! Die Trauerweide am Brunnen „Trauerweide, erſter Baum, der die grünen Wimpel ſchwingt"; die Ruinenmauern mit Efeu bewachſen „Gugeline"; Englar „Matſchaſch"; die Terraſſen; auf der unterſten ein Roſenſtrauch — eigentlich zwei —, ein

Bierbaum
nach einer Lithographie von M. A. Stremel (1906)

Digitized by Google

weißer und roter, innig verſchlungen: Bierbaums Roſenbuſch aus dem luſtigen Ehemann! Es wurde elf, es wurde zwölf Uhr. Tiefe Stille, hie und da unterbrochen von Hühner-Gegacker und Hahnenſchrei, welches gedämpft aus dem verſchloſſenen Stalle klang. Es wurde ein Uhr. Das Krähen und Gegacker des ſich zur Stalltüre drängenden Federviehs, das nun endlich ſeine Freiheit und den Tag begehrte, war aufdringlicher geworden. Da wurde haſtig ein Fenſter geöffnet: Bierbaums Schlafzimmerfenſter. Und an ihm erſchien eine weiße Geſtalt und ein bitterböſes Geſicht und eine Stimme rief halb ärgerlich, halb kläglich: Guſti, Guſti, dieſes Gekrähe in aller Frühe! Schlage die Hühner tot! — —

Vergeblich hatte ich verſucht, Bierbaum einen Guten Morgen hinauf zu rufen — das Fenſter hatte ſich ſofort wieder klirrend geſchloſſen. Und erſt um vier Uhr ſah ich ihn nun beim Mittageſſen; jetzt ausgeſchlafen, war er wieder der freundliche Hausherr vom Abend vorher, bereit zum anregendſten Geſpräch, zur freundſchaftlichſten Anteilnahme und zur anſtrengendſten, geiſtigen Arbeit bis in die ſpäte Nacht — den frühen Morgen.

# Hermann Bahr

Mir iſt unſer Otto Julius immer dadurch beſonders wert geweſen, daß er ſo gar kein „Spezialiſt" war. Wer jetzt einen Erfolg hat, meint ihn nicht beſſer behaupten zu können, als wenn er nun fortan immer wieder in derſelben Art dasſelbe ſagt. Dafür hat er einmal den Kredit, das glaubt man ihm, dabei folgt ihm das Publikum willig. Das Verfahren iſt bequem, nur bleiben uns ſo die meiſten alle Entwicklung ſchuldig und Routine, Manier iſt die Folge. Wirken kann ja doch nur, was man zum erſtenmal ſagt, in einer plötzlichen Eingebung, ſelbſt ganz überraſcht und mit einer wahren Angſt, es wieder zu verlieren. Wirken kann ja doch nur, was ganz friſch vom Faſſe des eigenen Lebens kommt. Wirken kann ja doch ein Werk nur, das mit Notwendigkeit aus dem Autor herausverlangt.

Momentaufnahmen ſeiner Entwicklungen ſind alle Werke des Otto Julius. Bekenntniſſe des Augenblicks. Daher haben ſie ſelber ſo viel von Entdeckerfreude. Denn das iſt ja der eigentliche Reiz aller Entwicklung, daß ein wirklicher Menſch, ſooft die Sonne auf-

geht, ſich nun erſt gefunden zu haben glaubt, ſeinen geſtrigen Tag auslacht und es gar nicht erwarten kann, ſich jetzt endlich einmal auszuſprechen, denn jetzt weiß er doch alles erſt, aber jetzt weiß er es für alle Ewigkeit! Bis die nächſte Sonne aufgeht, nämlich.

Des Otto Julius wunderſchönes Verhältnis zu Goethe kam aus einem ſtarken Gefühl geiſtiger Verwandtſchaft. Er hat ſich Goethen nicht, wie jetzt ſo viele tun, äußerlich angebiedert. Er gehörte zu ſeiner Raſſe. Der iſt es weſentlich, daß ſie ihr ganzes Leben auf dem Wege zu ſich ſelbſt verbringt, ohne doch ſich jemals finden zu können, weil dieſes Selbſt immer wieder, kaum ſcheinbar erreicht, eben dadurch ſchon wieder verwandelt iſt. Eher kann einer ſeinem eigenen Schatten entlaufen, als daß ſo einer ſein eigenes Weſen einzufangen vermag. Denn dieſe Raſſe weiß, daß jeder wirkliche Menſch nur eine Flucht von Erſcheinungen iſt.

Was man den großen Erfolg nennt, wird Autoren heute nur durch Betrug oder Mißverſtändnis zuteil. Ein Autor muß ſich entweder verleugnen, indem er ſeine Entwicklung unterſchlägt und nur irgendeinen Teil von ſich darſtellt, oder es mag ihm glücken, daß ſich das Publikum ſelbſt einen ſolchen Teil von ihm nimmt und ſich daraus eine Karikatur macht. Otto Julius iſt vor beidem bewahrt geblieben. Vielleicht dadurch, daß er im Grunde gar kein Literat geweſen iſt. Ganz insgeheim hat er doch immer ſehr

ſtark geſpürt, daß Wind und Welle rauſchen hören oder im grünen Gras in den blauen Himmel ſchauen oder eine liebe Hand feſthalten, vielleicht ebenſo ſchön ſein kann, als Papier beſchreiben. Er war gar kein Literat, er war mehr ein Menſch.

Es wird ſchon auch wieder in der Literatur einmal eine Zeit für die Menſchen kommen. Dieſe wird dann gerechter für Otto Julius ſein, als ſeine war.

Filip Keſter phot.

Otto Julius und Frau Gemma in ihrem Paſinger Garten (1906)

Digitized by Google

Dr. Arno Krüche

# Otto Julius Bierbaum als Patient

An einem schwülen Sonnabend vor etwa zwölf Jahren hatte ich eben mein Wartezimmer abgeschlossen, um Goethes „Iphigenie" im Hoftheater zu besuchen, als noch ein unbekannter Herr mit künstlerischen Allüren und einer mich sofort interessierenden Schädelbildung auf mich zutrat und mit liebenswürdiger Bescheidenheit in einem halb sächsischen, halb schlesischen Tonfall fragte, ob er mich nicht sprechen könne. „Ich bringe Ihnen Grüße von Ihrem Kollegen Dr. Smith in Schloß Marbach. Sie möchten als der eigentliche Gründer der dortigen Heilanstalt meine Weiterbehandlung übernehmen. Mein Herz ist noch nicht ganz so, wie es sein soll."

In die Betrachtung der interessanten rhachitischen Schädelform versenkt, hatte ich ganz den Namen des neuen Patienten überhört, und nur aus seiner individuellen Krawatte, der bunten Weste und dem weichen, dabei griffigen Stoffe seiner Kleidung sowie dem gewaltigen Schlapphut geschlossen, daß er ein Künstler sei. Während er sich behufs Untersuchung auskleidete, fiel mir eine eigen-

artige Bewegung des unteren Rückenabschnittes auf, wie ich sie früher bei Bergleuten gesehen, die jahrelang das bekannte Sitzleder (in der Bergmannssprache mit einem etwas kräftigen Fachausdruck benamset) getragen hatten. Ich fragte also unvermutet: „Der Sprache nach sind Sie Sachse; stammen Sie vielleicht aus einer Bergmannsfamilie?" Mit einem plötzlichen Ruck drehte sich der Ankömmling herum, sah mich halb mißtrauisch, halb zornig an und erwiderte: „Wie kommen Sie darauf?" Als ich ihm die betreffende Beobachtung mitteilte, lachte er unbändig mit einem herzlichen, gemütlichen Lachen, gab zu, daß sein Großvater Bergmann gewesen sei, und erklärte mir, daß seine Neider und Feinde ihm aus dieser Abstammung irgendwelche proletarische Instinkte ableiten wollten, so daß er zuerst geglaubt habe, ich wolle ihn damit „frozzeln". Als ich ihm darlegte, daß ich gerade vor der bergmännischen Tätigkeit eine unbegrenzte Hochachtung habe und schon lange auf die erforderlichen Mußestunden warte, um ein bergmännisches Thema literarisch zu bearbeiten, drückte er mir herzlich die Hand und versprach seine kräftigste Förderung. Jetzt erst erfuhr ich, daß ich es mit Otto Julius Bierbaum zu tun hatte.

Während ich nun sein Herz untersuchte, lachte er wieder mit einem urkräftig-behaglichen Lachen und sagte: „Nein, das ist doch zu komisch, daß man aus dem Hinteren ei-

nes Menschen seine Biogenese ableiten kann! Das muß ich einmal verwerten!" Er hat es später in seinem vielangefeindeten und doch an tiefgründigen Beobachtungen reichen „Prinz Kuckuck" getan, und zwar in der Pariser Szene, worin sich eine empfindsame Kurtisane von dem Helden abwendet, als sie die eigentümlichen Bewegungen seines „unteren Rückens" wahrnimmt.

Nun erzählte er die traurige Geschichte, die ihn nach der Alkohol-Entwöhnungsanstalt Marbach geführt hatte, und die noch traurigere, wie seine erste Frau ihm während dieser Zeit mit einem jungen Manne, dem er Wohltaten erwiesen, durchgegangen sei*). Diese schmerzlichen Eindrücke hatte er freilich psychisch schon beinahe überwunden. Aber im Herzen und namentlich in den Nieren waren noch Ueberbleibsel aus jener Zeit zurückgeblieben, die für alle Zukunft ein vorsichtiges Leben bedingten und aller Wahrscheinlichkeit nach sein Leben bedenklich abkürzen mußten. Es kostete mich große Selbstbeherrschung, um nicht die tiefe Traurigkeit zu verraten, die mich befiel, als ich sah, daß das Leben dieses gottbegnadeten Sängers und lichthungerigen, aber auch lichtfreudigen Menschen im günstigsten Falle noch zehn bis zwölf Jahre dauern würde, daß häufig trübe

*) In dem Bestreben, alle Aeußerungen Bierbaums wortgetreu zu bringen, habe ich hier auch das harte, später von Bierbaum selbst zugunsten des liebenden Paares sehr modifizierte Urteil wörtlich wiedergegeben.

Stimmungen und Ahnungen über ihn kommen und sein Schaffen beeinflussen würden, daß ihm die Freude an Nachkommenschaft nicht vergönnt, und daß ihm am Schlusse seines Lebens Siechtum nicht erspart sein werde. Es ist eine der größten Schattenseiten des ärztlichen Berufes, Menschen, zu denen man sich unwillkürlich hingezogen fühlt, schon viele Jahre vor ihrem Abscheiden so vor dem geistigen Auge zu sehen, wie sie einmal später aussehen werden. Da zieht in wenigen Sekunden eine Reihe von traurigen Bildern an uns vorüber — wir sehen die uns Liebgewordenen auf ihrem Schmerzenslager nach Luft ringen, wir sehen, wie ihre Schaffensfreude gelähmt wird, wie sie in dumpfer Verzweiflung fühlen, daß Gedanken und Hände versagen. Und doch müssen wir lächeln und trösten, denn die ganze volle Wahrheit zu sagen, wäre eine unerhörte Grausamkeit. Nur Schlimmes lindern und Günstiges ausbauen können wir. Aber ich gelobte mir auch in jenem Augenblick, dem Dichter ein Freund zu werden, der ihn unbemerkt an Abgründen vorbeiführen und ihm seine Lebenspfade ebnen könnte.

Bierbaums sonnige Natur bedurfte einer solchen Führung um deswillen, weil schon kleines körperliches Unbehagen lähmend auf seine Produktion einwirkte. So glatt und flüssig sich seine Verse lesen, und so scheinbar mühelos sie an das Licht quollen, so schwer fiel es ihm in Tagen und Wochen,

die durch kleine, in der Natur seiner Krankheit liegende körperliche Funktionsstörungen getrübt waren, etwas niederzuschreiben, was vor seiner Selbstkritik standhalten konnte. Dabei ahnte er, daß mancher in ein freundschaftliches Gespräch eingestreute Wink über die beste Zeiteinteilung für Ruhe und Arbeit, über die geeignetsten Nahrungsmittel usw. einer schweren Sorge um die Erhaltung seiner Gesundheit und Leistungsfähigkeit entsprang, und daß man ihm immer nur die halbe Wahrheit über die Krankheit selbst sagte. Glücklicherweise gelang es mir endlich, ihn glauben zu machen, daß die „kleinen Störungen" des Wohlbefindens im wesentlichen auf einer in der Kindheit durchgemachten Rhachitis beruhten. Hatte ich ihn erst einmal so weit, daß wir einträchtig zusammen auf den rhachitischen Schädel schimpften, so war sein — übrigens stark entwickeltes — Kausalitätsbedürfnis befriedigt, und er ergab sich mit der heiteren Ruhe, welche sein ganzes Wesen sympathisch machte, in das Unabänderliche. Ja, es brach dann am Ende einer solchen Auseinandersetzung stets wieder ein sonniger Humor durch. Dieser war um so reiner und erquicklicher, als Bierbaum sich streng des Alkohols enthielt und somit alle jene Zweideutigkeiten, welche sonst in „Herrengesellschaften" beim schäumenden Glase die Geselligkeit zu beherrschen pflegen, von selbst wegfielen. Ich möchte das ausdrücklich erwäh-

nen, weil viele, die ihm ferner ſtanden, aus dem erotiſchen und im „Prinzen Kuckuck“ ſtellenweiſe ſogar pornographiſchen Inhalte ſeiner Poeſie auf eine ebenſolche perſönliche Veranlagung geſchloſſen haben. Gerade während der Entſtehung des „Prinzen Kuckuck“, zwiſchen deſſen zweitem und drittem Bande die ſchwerſten Leidenszeiten ſeines Verfaſſers lagen, haben wir viel über den Inhalt dieſes vielangefochtenen und vielanerkannten Buches geſprochen. Er hatte ſeine helle Freude daran, daß ich ihm gleich nach dem Leſen der erſten Bogen die Haupttendenz, nämlich die Schilderung der Ironie des Schickſals entwickelte. Es ſollte gezeigt werden, wie alle Erziehungsprobleme, die ſich auf reiner Theorie aufbauen, an den ererbten Qualitäten des Erziehungsſubſtrates kläglich ſcheitern. Um das in voller Deutlichkeit klarzulegen, mußte der Verfaſſer den aus einer abſonderlichen Miſchung aſiatiſcher Volksſtämme hervorgegangenen und in die weſteuropäiſche Kultur hineingeſchleuderten, von einem konfuſen Philanthropen verhätſchelten Sprößling durch allen Schmutz dieſer Kultur hindurchwaten laſſen und zeigen, wie dieſe Kultur, wenn man nicht durch ſelbſterrungene Eigenſchaften hineinwächſt, verderblich wirken muß. Am letzten Ende iſt der Roman eine Illuſtration zu dem Haeckelſchen biogenetiſchen Grundgeſetz, nach welchem das Einzelindividuum in abgekürzter Weiſe die ganze Entwickelung

seiner Vorfahren durchmachen muß. Diesen Gedankengang haben wir in zahlreichen Gesprächen verfolgt. Wer den Roman aufmerksam durchliest, und nicht in seinen pikanten Einzelheiten aufgeht, wird leicht diesen roten Faden aus all dem Wust herausfinden. Es war Bierbaums Traum, daß man seinen „Prinzen Kuckuck" dereinst als einen Erziehungsroman, ähnlich Goethes „Wilhelm Meister", verstehen und würdigen werde. Er hat ihn viele Jahre, und zwar schon vor seiner zweiten Verheiratung, mit sich herumgetragen.

Diese zweite Verheiratung war übrigens einer der größten Glücksumstände im Leben unseres Freundes. Er hatte auf meinen dringenden Rat das Bad Tarasp im Engadin aufgesucht, weil es das einzige war, das die vielseitigen Heilfaktoren enthielt, die für den komplizierten Zustand des Patienten in Anwendung kommen mußten, und weil auch von der alpinen Luft eine wohltätige Anfrischung zu erhoffen war. Bierbaum fühlte sich immer am wohlsten in der Bergluft; Lagen in der Ebene hatten stets nachteiligen Einfluß und bedrückten ihn. Außerdem erhoffte ich auch Günstiges für ihn in materieller Hinsicht durch die Bekanntschaft mit einem meiner Berliner Patienten, der gerade dort zur Kur weilte. Bierbaum blühte aber schon in kurzer Zeit derartig auf, daß er an nichts Materielles mehr dachte, sondern nur noch in die schönen Augen einer jüngeren Toskanerin

blickte, die dort als Gesellschafterin einer hochstehenden Familie weilte. Ich bekam offen gestanden zunächst einen kleinen Schrekken, als ich die Verlobungsanzeige erhielt. Aber schon wenige Minuten, nachdem ich Frau Gemma gesehen und ihr völliges Aufgehen in den körperlichen und geistigen Interessen ihres Gatten wahrgenommen hatte, war ich der Ueberzeugung, daß dies die richtige Frau für ihn sei. Einer edlen und hochgebildeten Toskaner Familie entstammend, besaß sie ein seltenes Gemisch von holder Natürlichkeit und feinem Takt, gepaart mit Pflichttreue. Sie hat auch in jenen schweren Monaten, als der Dichter mitten im Niederschreiben des dritten Bandes seines „Prinz Kuckuck" von Nierenattacken derartig geplagt war, daß das in seinen Adern kreisende Harngift ihn äußerst reizbar machte, tapfer ausgehalten, und mit liebevoller Resignation Ausbrüche von Ungerechtigkeit ertragen, die bei einem so tückischen Leiden leider oft genug vorkommen und selbst den Sanftmütigsten außer Rand und Band bringen. Als die größten Stürme der Krankheit vorüber waren, handelte es sich um die Einhaltung einer Diät, zu welcher auch die Zubereitung solcher Gerichte gehörte, die der Dichter von seiner Kindheit an gewöhnt war. Sofort reiste Frau Gemma zu ihrer alten Schwiegermutter, der sie übrigens stets mit zartester Achtung begegnete, und machte bei ihr einen Kochkursus durch.

Jahrelanger Stillstand der Krankheit war der Lohn dieser Aufopferung. Was Bierbaums Gattin ihm in literarischer Hinsicht gewesen, das wird wohl von einer berufeneren Feder als der meinigen in dieser Schrift gewürdigt werden. Ich kann mich hier nur über den wohltätigen Einfluß äußern, den sie auf Bierbaum als Patienten ausübte. Oft genug mußte ich mit ihr kleine Komplotte schmieden, um irgend etwas in der Lebensführung durchzusetzen. Als diese Kunstgriffe nicht mehr „zogen", griff ich zu der kleinen Kriegslist, diese Aenderungen als im Interesse der Gattin liegend zu erklären. „Ja, ist denn Gemma auch rhachitisch?" Mit der größten Gemütsruhe erklärte ich: „Freilich! sehen Sie denn nicht diese kleinen Knochenauftreibungen hier am Hinterkopf und an den Schlüsselbeinen?" Der Dichter sah sie wirklich, und Frau Gemma war anfangs starr vor Schrecken, denn sie wußte doch genau, daß sie einen Knochenbau von seltener Gleichmäßigkeit und Schönheit besaß. Manche andere Frau würde wohl einen solchen Hinweis auf nicht vorhandene körperliche Mängel mit einem unversöhnlichen Haß beantwortet haben, aber Frau Gemma erwiderte nur, als ich ihr sagte, daß es leider anders nicht gegangen sei, mit sanftem Lächeln: „Es ist ja für Giulios Wohl!"

Den härtesten Stand hatten wir mit der unausrottbaren Neigung des Patienten, ausschließlich die Nacht zur geistigen Arbeit

zu benutzen, und fast den ganzen Vormittag zu verschlafen. Vergebens redete ich ihm vor, daß ja sein schöner Garten und sein nettes Landhaus gar keinen Zweck hätten, wenn er die Landluft nicht einatme und sich im Garten nicht beschäftige. Er hatte aber am Vormittag keine Stimmung. Die geringfügigste körperliche Arbeit bereitete ihm Kopfdruck. Nach vielem Zureden wurden einige Nächte schlafend zugebracht, und der Morgen zur Produktion verwandt, aber es wollte sich absolut kein gescheiter Einfall einstellen. So mußte denn wohl oder übel die nächtliche Arbeit beibehalten werden, denn Bierbaum mußte arbeiten und schaffen, um zu leben. Man hat ihm vielfach zum Vorwurf gemacht, daß er zu viel und zu flüchtig produziere. Aber abgesehen von der unglaublichen Reichhaltigkeit seiner Ideen, die zum Aussprechen und Ausschreiben geradezu drängten, war es auch die Sorge, bei seiner schwankenden Gesundheit sich einen Reservefonds für Frau und Mutter schaffen zu müssen, die ihn immer wieder an den Schreibtisch bannte, auch wenn zuweilen die innere Stimme nicht rief. Trotz aller beruhigenden Hinweise auf die „Rhachitis" hatte er doch von Zeit zu Zeit das sichere Gefühl, daß er schon in jungen Jahren werde abscheiden müssen. Vor dem Tod selbst fürchtete er sich nicht, ja er äußerte zuweilen geradezu ein Sehnen nach diesem Erlöser, aber die Sorge, nicht mehr schaffen zu können, zehrte häufig an ihm. War es

gelungen, ihm dieſe auszureden, dann konnte er wieder ſehr heiter werden. Ueberhaupt war er froh, wenn durch eine glückliche Ausrede oder Ablenkung irgendwelche unbehagliche Situation glücklich beendigt war. Das ging ſo weit, daß er, der ſonſt niemals Neid gegenüber Glücklicheren kannte, doch in manchen Momenten einen Menſchen beneidete, dem die Gabe, durch plötzliche Einfälle Situationen zu verbeſſern, in beſonders hohem Maße eigen iſt, und den er überhaupt als Lebenskünſtler erſten Ranges pries, nämlich Ernſt von Poſſart.

Kaum je habe ich Bierbaum ſo urkräftig lachen hören, als wie ich die ihm ſeltſamerweiſe nicht bekannt gewordene Geſchichte mitteilte, daß Poſſart einer Sängerin, der er notgedrungen eine ſehr dankbare Partie abnehmen mußte, ihre ſtürmiſchen Beſchwerden einfach mit den unter wirklichen Tränen hervorgehauchten Worten abſchnitt: „Es war der letzte Wunſch unſeres ſterbenden Zumpe.“ Dann erzählte er folgendes: „Als meine ‚Stella und Antonie‘ überall in Deutſchland gegeben wurde, nur in München nicht, nahm ich mir eines Tages das Herz, in die Höhle des Löwen zu gehen und nach den Gründen zu fragen. Wie ein Olympier empfing mich der Gewaltige und ſagte mir viel, allzuviel Schönes über meine dramatiſche Tätigkeit. Als ich bat, dieſe wohlwollende Geſinnung auch durch die Tat zu beweiſen, nahm Poſſart einen ſtilvoll gebun-

denen Kalender, zeichnete für den nächsten Montag meinen Namen ein und sagte mit einschmeichelnder Stimme: ‚Sehen Sie, nun haben wir die erste Probe nächsten Montag.‘ Mein glückliches Gesicht fiel noch einem mir auf der Straße begegnenden Kollegen in Apoll auf, dem ich in meiner Herzensfreude diesen leichten Sieg erzählte. Der aber fragte bloß: ‚War der Kalender grün eingebunden?‘ ‚Ja, aber —‘ ‚Nun, diesen Kalender kenne ich schon: Wenn der Bittsteller wieder draußen ist, wird der Vermerk einfach wegradiert, und alles bleibt beim alten.‘ Richtig war am nächsten Montag keine Probe, und konnte auch keine sein, weil ja im Hoftheater die gedruckten Probepläne schon lange vorher verteilt werden. Aber die geniale Leichtigkeit, drängende Besucher loszuwerden, besitzt nur ein Lebenskünstler wie Possart.“

So viel ist sicher, Bierbaum besaß sie nicht, sondern nahm die tausenderlei Belästigungen durch Besuche „notleidender“ oder „vorlesender“ Kollegen stets geduldig auf. Eines Tages kam ich eilig zu ihm, weil Schmerzen und Uebelkeit telephonisch gemeldet wurden. Am Eingange begegnete mir ein langlockiger und hochmütig-musikalisch aussehender Jüngling. Im Zimmer wand sich Bierbaum in Schmerzen. „Haben Sie denn die Umschläge nicht gemacht?“ „Nein, der junge Mann war da, um mir vorzuspielen. Er möchte etwas von mir kompo-

nieren." „Kann er denn etwas?" „Gar nichts kann er, aber ich wollte ihm doch nicht wehe tun!" Das war ganz Bierbaum. Er litt selbst Schmerzen, um anderen keine Freude zu verderben.

Nach jahrelangem Schwanken war um 1908 eine solche Besserung eingetreten, daß ein längerer Aufenthalt in Tirol am Ritten, einer Bierbaum schon längst vertrauten Gegend, ohne jedes Bedenken gewählt werden konnte. Die Nachrichten flossen spärlich, was ich als gutes Zeichen betrachtete. Einmal aber kam ein Brief, der mich etwas erschreckte, weil er ohne Wissen Frau Gemmas geschrieben war. Der Dichter teilte darin mit, daß ihm von dritter Seite ein amerikanisches Geheimmittel gegen Aufregungszustände empfohlen worden sei, und daß er dasselbe mit „Erfolg" nehme. Gleichzeitig erfolgten die neuesten Veröffentlichungen von ihm. Ich antwortete, daß in diesem Mittel Brom enthalten sein müsse, denn sowohl in seinem Briefe als in seinen Schriften seien deutliche Zeichen von Depression, Zerfahrenheit und Rückschritt wahrzunehmen. Er solle doch solches Teufelszeug lassen, das ihn möglicherweise seinen literarischen Ruf kosten könne. Auf dieses Schreiben erhielt ich nie eine Antwort und nie einen Besuch mehr. Kurz vor der Abreise nach Dresden begegnete mir aber Bierbaum auf der Straße und sagte: „Ich habe Ihnen gegenüber ein schlechtes Gewissen." „Macht

nichts, ich nehme keinem Patienten etwas übel.“ „Wissen Sie schon, daß ich nach Dresden übersiedle?“ „Ich habe es mit Bedauern gehört, denn das ist kein Boden für Ihr Schaffen und keine Luft für Ihre Nerven! Ich will Ihnen wenigstens einige Dresdener Aerzte empfehlen, die Ihre eigenartige Konstitution verstehen werden, denn abraten lassen Sie sich doch nicht von dem Umzug.“ Er blickte mich in alter, herzlicher Dankbarkeit an und erwiderte: „Ich kann es Ihnen auch gar nicht sagen, weshalb ich nach Dresden gehe. Sie sind in allen Dingen so positiv, und würden mich auslachen.“ „Das nicht, aber ich fürchte, wir sehen Sie in München nicht wieder. Leben Sie wohl!“ Wortlos und mit feuchten Augen schüttelte er mir wiederholt die Hand, zuckte mit den Lippen und wandte sich zur Seite. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

# Hugo Salus

Da ich daran gehe, meine Erinnerungen an Otto Julius Bierbaum zu wecken, habe ich die Briefe um mich verſammelt, die ich von ihm, und die in einem reizenden Kauderwelſch geſchriebenen, die wir von ſeiner lieben Frau Gemma im Laufe der Jahre bekommen haben; ſie zeigen alle den herzlichen, gütigen und ſo tief innerlichen Menſchen, der jeder Schönheit offenſtand. Und alle ſind auf irgendeine Art ſchon äußerlich als Dokumente eines künſtleriſchen Menſchen auffällig, ſeien ſie nun auf gutem Bütten geſchrieben oder mit einem ſchönen Monogramm verziert, denn ohne Kunſt konnte der Kulturmenſch Bierbaum nicht leben; und ſie ſind aus Schloß Englar im Eppan, aus München, Dresden, aus Schloß Stein am Rhein in der Schweiz geſchrieben; und aus Italien, von wo wir einſt ſo fröhliche Karten von ſeiner „empfindſamen Reiſe im Automobil" erhalten hatten und woher uns nun die erſchütternde Totenklage der lieben Frau Gemma kommen ſollte! Welch ein gütiger, die Kunſt der andern freudig anerkennender, mitfühlender Menſch war Bierbaum! Wie herzlich,

heiter und teilnahmsvoll gab er ſich und doch ganz anders, als die meiſten ihn beurteilten! Wie viel arbeitete er an ſich und wie genau beobachtete er ſein Inneres, wie mißtrauiſch war er gegen ſein Herz! „Ich prüfe mich oft", ſo ſagte er mir einmal, „ob ich gegenüber jüngeren Dichtern auch immer vorurteilslos und ohne Neid ſei und ob ich für ſie wirklich ein herzliches Gefühl aufbringe!" Ich habe es ſelbſt erfahren, wie herzlich ſeine Seele war. Er ließ ungern Fremde in ſein Herz blicken; ihnen war er der verbindliche, heitere, freudige Genießer, aber dies Herz hat viele dunkle Stunden durchgekämpft, Stunden der ernſteſten Selbſtkritik und der Sorge, nicht nur deshalb, weil er ſich ſeiner körperlichen Schwäche bewußt war!

Ich hätte gern vom fröhlichen Otto Julius geſchrieben und nur als ſolchen nehmen ihn die meiſten Deutſchen ernſt! Es will mir nicht gelingen. Es iſt ja auch ganz einerlei, wie ſich der einzelne an Otto Julius Bierbaum erinnert! Wenn Deutſchland nur nicht gar ſo raſch vergeſſen wollte!

Filip Kester phot.

# Dr. Joſ. Aug. Beringer

## In memoriam Otto Julius Bierbaum

Otto Julius Bierbaum habe ich nur einmal geſprochen und zweimal geſehen, aber es fügte ſich, daß das Schaffen Bierbaums ſich doch mehr als in vorübergehender, ja in perſönlicher Weiſe mit meinem Lebenskreis berührte.

Die literariſche Bekanntſchaft mit Bierbaum verdanke ich meiner verehrten Freundin, der Schriftſtellerin Frau Anna Croiſſant-Ruſt. Es war Mitte der 90er Jahre, als mich Frau Croiſſant-Ruſt auf Bierbaums „Studentenbeichten" und auf ſein köſtliches Lyrikbüchlein „Nemt, Frouwe, diſen Kranz" aufmerkſam machte. Alsbald ſtanden dieſe Büchlein in meiner Bibliothek. Gelegentlich habe ich über dieſe und andere Bücher Bierbaums ein Wort geſchrieben oder öffentlich geſprochen, ohne daß ich daran gedacht hätte, die Anzeigen an Bierbaum zu ſenden. Eines Tages zeigte mir Frau Croiſſant-Ruſt einen Brief Bierbaums, in dem dieſer ſich ſehr erfreut über meine Rezenſion (der 2. Reihe) der Studentenbeichten ausſprach. Namentlich hatte Bierbaum es dankbar empfunden, daß in der Anzeige auf das innere Weſen

dieſer friſch-fröhlichen und doch gemütvollen Geſchichten eingegangen war.

In der mir leider nicht mehr genau im Wortlaut erinnerlichen Erkenntlichkeit an einen perſönlich ihm Unbekannten lernte ich Bierbaums wahrhaft dankbares Herz kennen. Dieſe Dankbarkeit Bierbaums für kleine, ihm erwieſene Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten — und waren dieſe auch nur ein liebevolles Eingehen auf ſein poetiſches Schaffen — habe ich auch ſpäterhin öfters zu beobachten und zu verzeichnen Gelegenheit gehabt.

War mir Bierbaum durch zahlreiche im Beſitz von Frau Croiſſant-Ruſt befindliche Photographien ſeiner Erſcheinung nach bekannt, ja vertraut geworden, und hatte ich durch Hans Thomas Porträt Bierbaums bei Dr. Eiſer in Frankfurt a. M. ein ziemlich genaues Bild des Dichters in mir, von Angeſicht lernte ich ihn erſt bei der Uraufführung ſeines „Lobetanz" (mit der Thuilleſchen Muſik) kennen. Frau Croiſſant-Ruſt und ich waren nach Karlsruhe gefahren. Gerade vor dem Theater ſtießen wir auf Bierbaum. Bei der begreiflicherweiſe nur kurzen Begrüßung konnte ich das Bild des Dichters raſch in mich aufnehmen. Als ſtarke Eindrücke blieben mir nachhaltig: Das gepflegte und doch ins Behäbige ſpielende Aeußere, die unauffällige und doch gewählte Kleidung, die mit feinem Akzent das Banale der Mode vermied, vor allem aber die gut und fröhlich

blickenden, hellen Augen, die durch den schwarzen Hornkneifer einen eigentümlichen Reiz erhielten.

Ueber die Erlebnisse, die Bierbaum damals mit Darstellern und Leitern der „Lobetanz"-Aufführung hatte und die mir seine sympathische Haltung zu allen, die sich seinem Werke widmeten, recht deutlich machten, kann Frau Croissant-Rust besser und unmittelbarer berichten, als ich es nachzuerzählen vermöchte. Die Aufführung selbst war sehr gut und hatte schönen Erfolg. Bierbaum folgte dem stürmischen Hervorruf am Schlusse nur sehr schüchtern; er mußte förmlich auf die Bühne gezerrt werden. Leider ist manches Gute der Darstellung bei spätern Aufführungen durch die Hetze des heutigen Theaterbetriebs verwischt worden. So hat dasselbe Stück z. B. in Mannheim gelegentlich eines Gastspiels des Karlsruher Ensembles nicht mehr so fein und frisch gewirkt.

Bei der Gründung der „Insel" subskribierte ich sofort und habe bis zu dem nach dem dritten Jahrgang folgenden Schluß festgehalten. Wiederholt habe ich auf diese für die moderne Literatur so bedeutsame Zeitschrift aufmerksam gemacht. Wenn ich die vorliegenden 10 Bände „Insel" mit ihrer eigenartigen Ausstattung durchblättere und die Menge von Künstlernamen finde, denen Bierbaum vielfach zum erstenmal in der Oeffentlichkeit das Wort gegeben, denen er die Wege geebnet, über schwere Tage und

Zeiten hinweggeholfen und manche wahrscheinlich für die Zukunft gerettet hat, dann würde ich auch heute noch und wieder, wie ich es s. Z. beim Eingehen der Zeitschrift spontan tat, die Bitte aussprechen, es möchte ein Dichter von so feinem literarischem und künstlerischem Empfinden und von so großem wägendem Billigkeitsgefühl, wie Bierbaum es hatte, das Opfer bringen und seine Zeit und Kraft einer ähnlichen Zeitschrift widmen. Daß die Sage von Bierbaums „Ministergehalt" eine aus Mißgunst erfundene Fabel war, daß Bierbaum auf eigene Produktion fast verzichten mußte und daß die drei der „Insel" gewidmeten Jahre zwar für die Literatur eine verdienstvolle, aber für Bierbaum selbst eher verhängnisvolle Sache waren, weil sie ihn von der Produktion fernhielten, war mir klar. Ich finde es auch in privaten und öffentlichen Aeußerungen des Dichters bestätigt. Künftige Zeiten werden dieses Verdienst und Opfer Bierbaums noch deutlicher erkennen lassen.

Das Eingehen der „Insel" war für Bierbaum finanziell gewiß empfindlich. Schwere häusliche Erlebnisse kamen dazu. Im „Irrgarten der Liebe" und im Drama „Antonie und Stella" sind wohl die letzten Befreiungsakte von schweren inneren und äußeren Kämpfen zu erblicken. Meine während dieser Zeit mehrfach unternommenen Versuche, zugunsten Bierbaums unter Bekannten und Freunden eine Erleichterung für den Schwer-

Filip Keſter phot.

## Im Paſinger Garten

Digitized by Google

bedrängten herbeizuführen, ſind leider nahezu reſultatlos verlaufen. Die in die Welt geſetzten Gerüchte von den „fabelhaften Einnahmen" Bierbaums waren bis in die Studentenwelt gedrungen und riefen bei gelegentlichen Andeutungen der Nöte ein überlegenes Lächeln des Unglaubens hervor.

Nur bei einer Seite erklang ein Echo auf die üble Lage Bierbaums. Bierbaum kam auf den Ruf meines Freundes Kinkel, der ſchon zu jener Zeit Vorſtand des Kaufm. Vereins in Mannheim war, zu einem Vortrag nach Mannheim*). Durch ein leidiges Verſehen hatte ich zu dem nach dem Vortrag üblichen „gemütlichen Beiſammenſein" keine Einladung erhalten. Mich an den Dichter nach dem Vortrag heranzudrängen, ſchien mir ungerechtfertigt, zumal ich ihn, von der Vorſtandſchaft des Mannheimer Kaufm. Vereins umgeben, gut aufgehoben wußte. So blieb dieſe Begegnung, die Bierbaum gerne zu einer perſönlichen Ausſprache erweitert geſehen hätte, nur ein „Sehen und Hören". Im Vergleich zu dem Karlsruher Eindruck ſchien mir Bierbaum weſentlich gealtert. Der Vortrag war in ſeinen einzelnen Partien ſehr fein. Aber ein Vergleich der Bierbaumſchen Vortragsweiſe mit den im Kaufm. Verein auftretenden vielfach konzertanten Rednern fiel zuungunſten Bierbaums aus. Bierbaums Gedanken, mit belegter und nicht

*) Darüber ſchrieb Kinkel die Aufzeichnungen. S. 192. ff.

weittragender Stimme vorgetragen, d. h. von Rieſenbogen abgeleſen, wirkten matt. Auch verlor ein Teil der Hörer wohl alsbald den Kontakt mit dem Vortragenden, wenn Bierbaum, praktiſch aus ſeinen Erlebniſſen ſchöpfend, da und dort mit geſchickter und ſchneller Hand eine Dichterſilhouette zeichnete, ein Milieu beleuchtete und unerwartete Zuſammenhänge entwickelte, um dieſe literariſche Bewegung zu kennzeichnen. Von vornherein gab es einen Ruck, als Bierbaum, der von der reichlich erſchienenen Damenwelt und der zahlreich aus Heidelberg herübergekommenen Studentenſchaft als Erotiker und pantheiſtiſcher Lyriker erwartet worden war, ſeine hiſtoriſch ſachlichen Ausführungen mit den mir noch deutlich erinnerlichen Worten Conradis einleitete:

„Der friſch gedüngte Acker ſtinkt empörend, — doch iſt ſein Stunk nicht gerade unbelehrend: Nur wer das Leben überſtinkt, wird ſiegen!“ Mit einer meiſterhaften Feinheit hat Bierbaum die Wirker unter den Modernen, Conradi, M. G. Conrad, Croiſſant-Ruſt, Dehmel, G. Hauptmann, Hofmannsthal, Liliencron u. a. herausgehoben, um zum Schluſſe noch auf werdende Talente aufmerkſam zu machen, wie z. B. auf Elchinger, deſſen Prinzeß Schnudi er als Talentprobe empfahl. Der Vortrag hielt ſich mehr an künſtleriſch bedeutſame Momente, als an ſtofflich oder im Erfolg hervortretende Leitlinien.

Dem einigermaßen in der „Moderne" Bescheid wissenden Publikum hat Bierbaum sicher eine Reihe von interessanten Zusammenhängen vermittelt. Nur eben der Redner Bierbaum und der Dichter des lustigen Ehemanns, der sich einige Zeit vorher auf Wolzogens Ueberbrettl produziert hatte, und der Verfasser der Studentenbeichten, des Pankrazius Graunzer, der schönen Annamargreth uff. — das ging nicht zusammen. Die Mannheimer — auch die Berichterstattung — halfen sich in diesem Falle wieder mit der Bemerkung: Es war immerhin interessant, Herrn B. zu sehen.

Bald nach diesem Vortrag wurde des Dichters „Stella und Antonie" im Mannheimer Hof- und Nationaltheater aufgeführt. Wieviel vom Herzblut Bierbaums in diesem Stück ist, wie tief seine ethische Bedeutung zu nehmen war, haben in Mannheim kaum einige gemerkt. Mich ergriff das Spiel — trotz mancher darstellerischen Unzulänglichkeit — durch die erlebte Wahrheit, wie durch die Art ihrer künstlerischen Projektion.

Das Erscheinen des „Prinzen Kuckuck" ließ mich aufs neue erkennen, wie tief Bierbaums Schaffen mit seinem Erleben zusammenhing und wie hoch sich der Dichter über die Lebensepisode erhob.

Mit Freude entsprach ich der Einladung des „Literarischen Echo", einen Aufsatz über Bierbaums Schaffen zu schreiben unter Ausschluß seiner Bühnenwerke. Jener Aufsatz,

der noch auf die zwei ersten Bände des Prinzen Kuckuck hinweisen konnte, veranlaßte Bierbaum zu einem Brief an mich. Ich glaube, einige Sätze daraus sind für das Verhältnis des Dichters zu seiner Zeit und zu seiner damaligen Stellung in der Literatur bedeutsam genug, um hier erwähnt zu werden. Sie lauten: „Ihr schöner Aufsatz im L. E. bedeutet für mich eine Mutstärkung. Nicht als ob ich verzagt wäre und irre geworden an mir, weil man mich jetzt im allgemeinen verkennt (im Lob wie im Tadel) — aber auch der Mutigste wird durch den guten Zuruf eines Verständigen erfrischt . . . Besonders erfreut haben mich Ihre Worte über den Prinzen Kuckuck. Möchte es mir gelingen, Sie mit dem dritten Band nicht zu enttäuschen. — — Allerhand drückende Sorgen erschwerten mir leider die Arbeit. Krankheit war daran schuld, daß ich sie liegen lassen mußte. Jetzt geht es ziemlich — —" usw. Bierbaum hatte nach Erscheinen des dritten Bandes irgendwie erfahren, daß ich die Absicht hegte, den Prinzen Kuckuck nochmals als Ganzes anzuzeigen. Er schrieb mir darüber u. a.: „Es ist mir eine wahre Freude, von Ihnen zu hören, daß Sie noch einmal besonders über den viel und leider meist mißverstandenen Pr. K. schreiben wollen. Obwohl ich an der modernen Dichterkrankheit des geschwollenen Selbstbewußtseins gar nicht leide, so weiß ich doch wohl, daß dieses Buch auch den vereinten Bemühungen Philisterias nicht völlig

verfallen kann . . . Aber ich habe alle Urſache innigſt zu wünſchen, daß es alsbald, jetzt, durchdringe und mir den arg mit Hinderniſſen überſäten Weg freimache . . . Alle meine Kraft ſammelt ſich nun und ich habe keine kleinen Dinge vor. Aber das ewige Mißverſtandenwerden lähmt, zumal da ich auch ſehr ſchwere materielle Sorgen habe . . ." —

Ich habe verſchiedene Verſuche bei Zeitungen und Zeitſchriften unternommen, meine Anzeige unterzubringen. Faſt überall begegnete mir eiſige Ablehnung. Der Ring gegen Bierbaum hat undurchbrechlich zuſammengehalten. Das muß bei dieſer eine literariſche Epoche im Bild feſthaltenden Leiſtung doch konſtatiert werden. Nur das Literariſche Echo hatte den Mut und die Freiheit, meiner Anzeige Raum zu geben.

Dieſem geheimen, aber wohlorganiſierten Widerſtand gegen Bierbaum bin ich auch ſpäterhin noch begegnet. Ich bin überzeugt, daß Bierbaum ſchwer unter dieſem Meuchelmord an ſeinem Schaffen gelitten hat. Es hat ihm, der ſo oft, ſo gern und ſo glücklich jungen Talenten durch ſein Wort die Bahn geebnet, der Gleichſtrebenden in Wort und Schrift gerecht zu werden verſucht hat, gewiß weh getan und hat ſein Gütiges zur Unnatur gereizt. Zu fördern, zu helfen, zu erfreuen, dankbar zu ſein, das war ſeinem Weſen gemäß und eigentümlich. Von der gütevollen Natur Bierbaums habe ich mehrfach Beweiſe erlebt. Zuletzt noch durch die Stif-

tung eines sehr schönen poetischen Beitrages zur Festmappe, die Hans Thoma zu seinem 70. Geburtstage namens deutscher Bildner, Künstler und Musiker überreicht wurde.

Wie ein Schlag traf mich die Nachricht vom Tode Bierbaums. Ich bewahre diesem meinen Lebenskreis berührenden Leben und Schaffen ein warmes, verehrungsvolles und dankbares Gedenken. Ist es mir doch, als ob in der modernen Literatur eine der liebenswürdigsten Blüten jäh und vorzeitig geknickt und ausgerissen worden wäre!

# Oscar von Chelius

„Ich kannte ihn — ein Mann von unendlichem Humor, voll von den herrlichsten Einfällen."

Hamlet V. 1.

Wir standen lange Zeit hindurch in eingehendem Briefwechsel über „Die vernarrte Prinzeß", jene Dichtung Bierbaums, die er mir als Textbuch zu meiner gleichnamigen Oper überließ. Mit großer Freude denke ich an diesen lebhaften Gedanken-Austausch mit Bierbaum zurück, wobei alle das Verhältnis von Dichtung und Musik betreffenden Fragen erörtert wurden, und ich bin ihm unendlich dankbar für das Entgegenkommen, das er mir als Dichter bei der musikalischen Bearbeitung des Stoffs gezeigt hat. Sein tiefes künstlerisches Empfinden sowie sein rastloses Streben nach Wahrheit im Ausdruck wurden für mich eine Quelle reicher Anregung; sein scharfer Verstand, sein nie versiegender Humor sowie sein poesievolles Gemüt gestalteten den Verkehr mit ihm zu einem besonderen Genuß. Die Wirkung seiner starken Persönlichkeit wird bei allen, die ihm näher getreten sind, sicher noch lange fortleben. —

# Max Schillings

Als „Schloßherrn von Eppan“, als Insel-Redakteur in München, als Eintags-Theaterdirektor in Berlin, wieder als Schloßherrn dort bei Wien, in seinem Nymphenburger Heim, als Premierengast da und dort, zumeist aber in dem Freundeskreise, der sich bei Ludwig Thuille und in unserem Münchener Hause zusammenfand, bin ich mit Bierbaum zusammen gewesen, habe manches Werk mit entstehen sehen, der ersten Lektüre vieler Dichtungen beigewohnt, habe ihn — dem Gott Pluto noch grimmiger abhold gewesen ist als einst dem Bayreuther Meister — leiden und ringen aber auch in begeistertem Selbstvergessen glücklich gesehen,— immer und überall aber war er mir interessant. Wie viele Elemente rangen in ihm nach Vereinigung und Klärung! Wie innig vertraut war ihm die Hochalpenluft Goethescher Lebensweisheit, wie schwärmte er mit den Romantikern, wie drängte es ihn, mit den Allerjüngsten und Zukünftigsten durch dick und dünn zu gehen, um dann wieder vor dem Bohémientum eine gut bürgerliche Scheu zu empfinden. Seine Werke, und vor

Nach einer Zeichnung von Karl Bauer

allem was er gelegentlich mit bitterem Sarkasmus über sich selbst und sein Leben äußerte, schildern das alles, und noch viel mehr, greifbar deutlich. Aber ganz verstehen lernte man ihn trotzdem nur im persönlichen und brieflichen Verkehr. In Gesellschaft, die ihm vertraut war, ein phantasievoller, erfinderischer Schilderer und Anreger, zeigte er sich in seinen Briefen von seiner besten Seite. Da klangen meist reine Akkorde künstlerischer Art, da sprach er warm und schön von sich und zu den Menschen, die ihm sympathisch waren. Was man dem wechselvollen Menschen im Umgange oft wohl nachtragen mußte, verzieh man dem so gleichmäßig und sicher in seinen Briefen sich gebenden Dichter. — Und wie empfand und dichtete Bierbaum musikalisch, ohne „musikalisch" zu sein. Auf die Mühlen so vieler deutscher Tonsetzer hat er frisches Wasser geleitet. Von ihnen allen gebührt dem Verfasser des „Lobetanz", vor allem aber dem Dichter des „Traum durch die Dämmerung", der, wie noch manches Meisterlied in Richard Strauß' Vertonung für immer bestehen muß, ein Lorbeerreis.

# Gerhard Duckama Knoop

## Meiner Tochter Wera

Moskau, Februar 1910.

Mein liebes Kind!

Ich ſoll Dir erzählen von dem Herrn Bierbaum, den ſie kürzlich mit ſoviel Feierlichkeit und mit ſo vielen ſchönen Reden in Dresden zur Erde gebettet haben? — Ach, was könnte ich Dir viel von ihm ſagen? Du kennſt ſein Bild — Du weißt, dieſes Bild, wo er im naturſeidenen Sommeranzug ſteht, in der einen Hand den Strohhut und in der anderen die Zigarre, und wo er ſo gemütlich und herzlich lächelt, mit zwei luſtigen Grübchen in den dicken Backen; auch haſt Du öfter ſeine Briefe ankommen ſehen, dieſe großen Briefe aus dickem Papier mit einem mächtigen Siegel auf der Rückſeite und der kaum leſerlichen Adreſſe, die Ihr gerade an ihrer Unleſerlichkeit erkanntet, Du und Deine Schweſter.

Aber Du haſt den Verſtorbenen auch perſönlich geſehen; nur iſt das lange her, und darum Deinem Gedächtnis entſchwunden. Damals wart Ihr mit Mama und Papa in München, und eines Tages habt Ihr mit hinausfahren dürfen nach Paſing — Du warſt

noch in dem Alter, wo die Kinder meist vor neuen Gesichtern scheu sind, und Du pflegtest Dich von Fremden sehr mißtrauisch abzuwenden; aber, sonderbar, diesem fremden Onkel bist Du sehr mutig entgegengelaufen, hast ihm die Hand gegeben und mit ihm ganz allein einen Spaziergang gemacht, währenddessen Du ununterbrochen plauderteſt; es hat ihn aber auch gefreut —

Sie hatten einen großen Garten draußen, und in dem Garten eine Schaukel, obwohl sie doch keine Kinder hatten, und da hat der wohlbeleibte Onkel Bierbaum dich im Schweiße seines Angesichts geschaukelt, und die schlanke Tante Gemma hat lachend zugeschaut; lief man aber an den Gartenzaun, dann sah man weit, weit hinaus über die Felder.

Doch das habt Ihr vergessen, wie Ihr es vergessen habt, daß Deine Schwester zu jener Zeit aus Leibeskräften zu singen pflegte: „Ringel-Ringel-Rosenkranz, ich tanz' mit meiner Frau!"

Das ist alles, was Ihr von Bierbaums Werken wißt, und mehr bedarf es fürs erste nicht, später werde ich vielleicht ein oder das andere seiner Gedichte mit Euch durchgehen. Ich, ich wollte gern alle seine Bücher darum geben, wenn ich den Mann selbst nur noch hätte. Es ließ sich mit ihm wundervoll reden, denn er war sehr klug und gar nicht eingebildet. Er konnte sich für andere interessieren; wo er Talent und ein ehrliches Streben ge-

wahrte, da war er ſtets mit ſeinem guten Rat zur Hand, und da trat er vor der Oeffentlichkeit auch für den unbekannteſten Anfänger herzhaft ein. Er aber iſt von vielen beneidet und geſchmäht worden.

Du mußt nicht glauben, mein Kind, daß es ein leichtes Geſchäft ſei, mit Schreiben ſeinen Unterhalt zu erwerben. Bierbaum gehörte zu den Menſchen, die mit dem Gelde nicht recht geſchickt umzugehen wiſſen, und er brauchte infolgedeſſen viel Geld. Aber wie ſchwer hat er darum gearbeitet! Noch als ich ihn das letztemal in Dresden ſah, klagte er, daß ihn dieſe aufreibende Tätigkeit zur Maſchine zu machen drohe. Aber, ſiehſt Du, wenn einer ſich recht quält, dann ſchafft er Dinge, über die andere ſich freuen und lachen können; das iſt der Humor —

Gemma Bierbaum phot.

Im Garten der Villa Bardi in Fieſole

# Georg Müller

Otto Julius Bierbaum in seinem Wesen ganz zu ergründen, den Reichtum seiner Persönlichkeit vollständig zu erfassen, wird wohl niemandem, auch den ihm am nächsten stehenden Freunden kaum möglich gewesen sein. Er war, was man in unserer Zeit des Spezialistentums so spärlich findet, ein universeller Geist. Ein unersättlicher Wissensdurst beseelte ihn und trieb ihn vorwärts. Wenn er sich auch in der letzten Zeit seines Lebens immer mehr von der Außenwelt zurückzog und nur noch in einem kleinen Kreise von Freunden verkehrte, so blieb er doch in seiner Weise stets in Fühlung mit der Außenwelt. Alles war ihm interessant und schien ihm wert, bis in die kleinsten Einzelheiten ergründet zu werden. Ich habe niemals einen aufmerksameren Zuhörer gekannt. Er wollte alles verstehen und begreifen, und war er einmal mit einer Sache, einer Idee ganz intensiv beschäftigt, so konnte es ihn reizen, sie als Arabeske in einem Roman oder in einer Novelle zu behandeln. Diese Universalität seines Wissens, dieser Reichtum inneren Erlebens bewirkte auch die Expan-

ſion ſeiner ſchriftſtelleriſchen Betätigung. Die Vielſeitigkeit ſeines Intereſſes trieb ihn an, ſich auf allen Gebieten des literariſchen Schaffens zu verſuchen. So war er, abgeſehen von ſeiner Dichtung, einer der glänzendſten Feuilletoniſten, die die Literatur der vergangenen Jahrzehnte hervorgebracht hat. Klarheit und Durchdachtheit ermöglichten es ihm, die ſchwierigſten Probleme auch dem Laien faßlich und zugänglich zu machen. Mit welcher Anſchaulichkeit vermochte er darzuſtellen, gleichviel ob es ſich um Fragen der Kunſt, des Sports, der Mode, um Einführung junger Talente oder um ſcharf zugeſpitzte Polemiken handelte. Dabei vermied er alles Trockene und Didaktiſche und ſein nie verſiegender Humor liegt wie ein goldiger Schimmer über faſt allen ſeinen Werken gebreitet. Sind ſeine Romane, ſeine Novellen oder Feuilletons mitunter etwas unförmig, etwas allzubreit geraten, ſo findet man doch nirgends tote Strecken. Immer bleibt er anregend, immer weiß er uns etwas zu ſagen, was uns feſſelt. Die Kraft inneren Erlebens und die Art, ſich mitzuteilen, hält uns ſtets gefangen. Der Vorwurf der Diſziplinloſigkeit, der oft gegen Bierbaum erhoben wurde, beruht auf einem Mißverſtändnis. Es iſt kaum ein Dichter mit mehr Konzentriertheit in ſeinem Schaffen aufgegangen. Er verſank ſo ſehr in ſeiner Arbeit, daß die Dinge, die nicht unmittelbar mit ihr zuſammenhingen, für ihn gleichſam zu exiſtieren

aufhörten. Dies erhellt auch aus seiner eigentümlichen Arbeitsweise, über welche Näheres zu wissen vielleicht manchen seiner Leser interessieren dürfte.

Er arbeitete vorwiegend und fast immer in der Nacht. Und zwar deshalb, weil — wie er selbst erklärte — er nur dann mit der nötigen Sammlung arbeiten konnte, wenn lautlose Stille um ihn war. Jedes Geräusch konnte ihn aus der Stimmung bringen, und die ihn betreuenden Menschen wachten sorgsam, daß die Ruhe um ihn nicht gestört wurde. Um zwei Uhr mittags erhob er sich, mitunter aber wurde es auch sechs Uhr, bis man Bierbaum zu sehen bekam. Tagsüber beschäftigte er sich mit Lektüre oder widmete sich seinen Besuchern. Nach dem Abendessen um neun oder zehn Uhr begab er sich an die Arbeit, um mitunter bis fünf Uhr des Morgens am Schreibtische zu verbringen. Im Sommer ging er dann mitunter noch eine halbe Stunde im Garten spazieren und legte sich dann zu Bett. Alkoholischen Getränken hatte er in den letzten Jahren seines Lebens vollständig entsagt, und nichts konnte ihn von diesem Vorhaben abbringen, dafür rauchte er bei der Arbeit sehr stark und trank Tee. Er konnte von dieser Arbeitsweise nicht lassen. Er versuchte es hin und wieder in normale Bahnen einzulenken, tagsüber zu arbeiten, nachts aber zu schlafen. Am Anfange sagte er wohl, es ginge ganz gut so und er wolle bei dieser geregelten Lebensweise blei-

ben, aber nach kurzer Zeit war er wieder bei der ihm liebgewordenen Arbeitsweise angelangt und blieb ihr auch bis zu seinem Tode getreu.

Seine Manuskripte waren der Schrecken der Setzer und ganz besonders der Verleger. An eine richtige Lektüre seiner Manuskripte war eigentlich nicht zu denken, denn es war, als ob man Hieroglyphen zu entziffern habe. Man sah es der Schrift ordentlich an, daß die Feder den einstürmenden Gedanken nicht zu folgen vermochte. Gelang ihm eine Wendung nicht auf den ersten Anhieb, so ließ er sie ganz fallen und faßte die Sache von einer anderen Seite an. In letzter Zeit bediente er sich zum Schreiben nur chinesischer Tusche und schrieb auf große Blätter Büttenpapieres.

Kuverts verwandte er nicht gerne, sondern er faltete seine Briefe, wie es in früheren Zeiten geschah, und versiegelte sie. Die Schrift, erst klein, wurde im Verlaufe der Arbeit immer größer und man konnte daran leicht erkennen, wo ein Nachtpensum anfing und aufhörte. Aber es wäre falsch, daraus zu schließen, daß seine Werke so aus dem Stegreif entstanden und niedergeschrieben seien. Er überdachte jedes Werk in langem Plan, und zu dem Prinzen Kuckuck lag ein genauer Arbeitsplan schon vor, bevor er an diesem seinem größten Werke auch nur einige Seiten Manuskript geschrieben hatte. Mag auch in den einzelnen Details hie und da

Gemma Bierbaum phot.

## Fieſole

eine Aenderung eingetreten ſein, der Plan wurde genau bis zum Ende verfolgt. Was Bierbaum als Dichter geleiſtet hat, darüber mögen die Berufenen urteilen. Er iſt oft nicht glimpflich behandelt worden, und nach ſeinem Tode beſonders wurden in das Urteil über ſein Schaffen oft perſönliche Momente hineingetragen. Mit Unrecht, wie man jetzt feſtſtellen kann. Bierbaums Charakter als Menſch und ſeine Beziehungen zu Kollegen waren gleich untadelig. Ich habe in den zahlreichen Stunden, die ich mit Bierbaum verbracht habe, auch nicht ein böſes oder abſprechendes Wort über zeitgenöſſiſche Schriftſteller und Dichter von ihm gehört. Im Gegenteil: er wußte immer wieder das Gute an ihnen zu betonen, und wenn das allgemeine Urteil über den künſtleriſchen Wert eines Schriftſtellers abſprechend war, ſo war er es, der ſich ordentlich angelegen ſein ließ, das Wertvolle an ihren Leiſtungen hervorzuheben. Er wußte zu erklären, wie es gekommen war, daß der oder jener ein Vielſchreiber geworden oder gar auf die ſchiefe Ebene geraten war, und hatte für jeden ein entſchuldigendes Wort. Bierbaum war nicht die gehäſſige Natur, für die er von vielen gehalten wurde; als offener Menſch hielt er mit ſeinen Meinungen nicht über dem Berg, und ſo fühlte ſich mancher verletzt, der für ein aufrichtiges Wort hätte dankbar ſein müſſen. In wie ſelbſtloſer Weiſe konnte Bierbaum für jemand eintreten, wenn die-

ser seiner Meinung nach Bedeutendes zu leisten versprach. Wie hat er sich in jungen Jahren für die Dichter Liliencron und Dehmel eingesetzt, wie hat er für Thoma, Uhde und viele andere Künstler gestritten und wie verstand er es, auch dem Schaffen der Jüngsten gerecht zu werden. Viele unserer jüngeren Autoren verdanken ihm die Einführung in die Literatur. Viele hat er ermuntert und mit Rat und Tat unterstützt. In der von ihm begründeten Bibliothek der Abtei Thelem wollte er jungen Autoren von eigenartiger Begabung Eintritt in die Literatur verschaffen. Man lese die Worte, die er der Einleitung zu den ersten Bänden der Abtei Thelem vorangestellt hat und man wird seine Gesinnung und seine Intentionen kennen lernen. Zwei Werke neuer Autoren, die für die Abtei Thelem bestimmt waren und in der Zwischenzeit erschienen sind: Fischer, Die Kette, und Lehmann, Das abendrote Haus, haben die günstigste Beurteilung gefunden. Viele andere hätten in Bierbaum noch denjenigen gefunden, der sie in der einzig maßgebenden Weise, nämlich durch sein persönliches Eintreten in der Oeffentlichkeit, in die Literatur eingeführt hätte. Was viele der jüngeren Autoren im persönlichen Austausch mit ihm gewonnen haben, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis und muß hier unerörtert bleiben. Aber es muß ausdrücklich betont werden, daß kein anderer wie er auch den jung aufstrebenden Talen-

ten in einer so einschneidenden Weise Achtung und Anerkennung gezollt hat.

Wie Bierbaum in der Zeit des beherrschenden Naturalismus von ihm hinwegstrebte, so war er lange der einzige, der dem Aeußeren des Buches in den Zeiten des tiefsten Verfalles der Buchausstattung in Deutschland Gewicht beimaß. Ja, man kann sagen, er hat den Anstoß zum Aufschwung der deutschen Buchkunst gegeben. Waren noch die Versuche am Anfang tastend und in vielen Fällen verfehlt, so hat er doch in den ersten Publikationen des Pan und der Insel in typographischer Hinsicht Meisterwerke geschaffen, die jedenfalls in der damaligen Zeit nicht zu überbieten waren, und hat dadurch die modernen Verleger bestimmt, ihr Augenmerk wieder mehr der äußeren Ausgestaltung ihrer Verlagswerke zuzuwenden. Wie in seinem literarischen Schaffen, so ging er auch hier meist seine eigenen Wege. Die letzte Probe seines Geschmackes in diesen Dingen hat er in dem erst kurz nach seinem Tode erschienenen Werke „Das schöne Mädchen von Pao" gegeben. Er war es, der als erster die reichen Schätze und das wundervolle Schriftmaterial der weltbekannten Offizin Enschede & Sohn in Haarlem dem deutschen Buchdruckergewerbe wieder zuführte, und mit welcher Liebe und Hingebung er sich auch den Fragen der Buchausstattung widmete, das wird der an diesem Buch erkennen, der weiß, welche Sorgfalt, welches

Abwägen in allen Einzelheiten die typographische Anordnung eines derartigen Werkes erfordert. Was anderen so selten gelingt: das Zusammenstellen der verschiedensten Materialien an Typen und Schmuckstücken aus den verschiedensten Zeiten zu einem einheitlichen Ganzen, das hat Bierbaum sowohl bei diesem Werke als auch früher beim „Pan" mit Erfolg zustande gebracht. An anderer Stelle dieses Buches hat Hans Brandenburg schon über Bierbaum als Wohnungskünstler geschrieben. Auch darin mußte man den Geschmack bewundern, mit welchem die verschiedensten Stilarten zu einer einheitlichen, glänzenden Gesamtwirkung gebracht wurden.

In der persönlichen Unterhaltung war Bierbaum von bestrickendem Reiz. Ein glanzvoller Plauderer mit der natürlichen Lust an Gespräch und Erzählung. Er versenkte sich gern in die Zeit seines Zusammenlebens mit Liliencron und der Leipziger Dichterschule, und seine Erzählung hatte eine Lebhaftigkeit und Plastik, daß man alles mitzuerleben glaubte.

Behagen und Unruhe mischten sich seltsam in ihm. Besonders in den letzten Jahren seines Lebens hielt es ihn nicht lange an einem Orte fest. Seine Sehnsucht ging damals immer mehr nach Italien, nach Florenz und Fiesole, der Heimat seiner Frau. Am liebsten aber war ihm von deutschen Städten doch immer München gewesen, und in München und seiner Umgebung hat er auch

die meiſte Zeit ſeines Lebens zugebracht, er ſelbſt bezeichnete es verſchiedentlich als einen bedauerlichen Mißgriff, daß er nach Dresden gezogen war. Er fühlte ſich in der Stadt nicht wohl; ſie konnte dem auch noch ſo zurückgezogen Lebenden nicht bieten, was er wünſchte. Und als ich mit ihm zum letzten Male in Leipzig zuſammentraf, da ſagte er mir, daß er ſo bald wie möglich den Staub Dresdens von ſeinen Füßen ſchütteln wolle und nicht könne. Er hatte dort eine kleine Villa für einige Jahre gemietet und konnte ſie ſo raſch um ſo weniger loswerden, als er ſie ganz nach ſeinem Geſchmack hatte neu herrichten laſſen. Als dann nach ſeinem Tode die Wohnung vermietet werden mußte, da ſoll ſo mancher Dresdener Bürger ſein Haupt geſchüttelt haben ob des merkwürdigen Geſchmackes dieſes merkwürdigen Dichters, den man nur in Abendſtunden mitunter durch die Straßen Dresdens ſchlendern ſah, der ſich aber ſo gar nicht in die Welt des geſellſchaftlichen Lebens in Dresden zu ſchikken vermochte.

Als wir damals in Leipzig ſo durch die Straßen wanderten, kam Bierbaum auf die Zeit zu ſprechen, da er in Leipzig ſtudierte, und allerhand Schnurriges von damals. So erzählte er unter anderem, wie ſie des Abends durch die Straßen zu ziehen pflegten und ſich einen Hauptſpaß machten, alle ihnen einigermaßen vornehm dünkenden Menſchen auf das devoteſte zu grüßen (ganz

beſonders natürlich das weibliche Geſchlecht) und ſich dann darüber amüſierten, wie ihr Gruß aufgenommen wurde. Die Erinnerung erheiterte ihn derart, daß ihm der jugendliche Uebermut wiederkam und er mich veranlaßte, mit ihm den alten Spaß zu wiederholen. Er freute ſich wie ein Kind, als die von uns alſo Gegrüßten ſich umwandten, ſich gegenſeitig fragten, wer denn nur die beiden allzu Höflichen ſein könnten. Dieſe reine Freude an dem Harmloſen iſt ihm bis zuletzt geblieben. Daraus erwuchs ihm ein ſo köſtliches Kinderbuch wie Zäpfel Kerns Abenteuer, das den Kindern helles Entzücken bereitet und das ſie immer wieder mit der gleichen Freude leſen; ein Buch, das auch dem Erwachſenen, wenn er ſich Sinn für das Kindliche erhalten hat, wahre Erheiterung bereitet. An dieſem Tage war es auch, daß Bierbaum, der damals in Leipzig gerade den Proben zu der Aufführung ſeines Studentenſtückes „Der Muſenkrieg" beiwohnte und über den jugendlichen Eifer der darſtellenden Studenten ſehr erfreut war, über ſeine ferneren Pläne Näheres mitteilte. Er glaubte, daß eine neue reifere Periode nun für ihn gekommen ſei, und daß ſeine beſten Werke, wenigſtens ſeine abgeklärteſten, wohl in den nächſten Jahren folgen müßten. Er trug ſich damals mit dem Plan eines hiſtoriſchen Romans unter dem Titel „Die Päpſtin". Auch dachte er an ein ſatiriſches politiſches Buch, dem er den Titel

„Das Großmaul" geben wollte. Außerdem trug er sich mit dem Plan eines Napoleondramas, Napoleon auf St. Helena. Neben Goethe, der sein treuer geistiger Begleiter durch sein ganzes Leben war, war er ein Verehrer Napoleons, dessen Totenmaske über seinem Schreibtisch hing. Wer konnte damals auch nur im entferntesten daran denken, daß aus allen diesen Plänen nichts mehr werden würde. Ein tückisches Ohrenleiden warf ihn Mitte Dezember 1909 auf das Krankenbett, von dem er sich nur noch Tage und Stunden erholen sollte. Das Letzte, was er geschrieben, eines seiner schönsten und ergreifendsten Gedichte, ist das Einleitungsgedicht zu seinem letzten Buche, das er noch erscheinen sah, die Yankeedoodlefahrt, das hier Platz finden soll.

Fortuna heißt mein Schiff, die goldene Galeere;
In ihrem Bauch sitzt meiner Feinde Schar
Und rudert mich voll Wut hin über alle Meere
Und flucht und keucht und hofft auf Sturm.
Ich aber kehre
Erfrischt nach Haus zurück aus jeglicher Gefahr.

Fortuna winkt am Bug. Um ihre goldnen
Brüste
Klatscht Wogendrang und -wut. Das ist ihr
Spiel.
Sie lächelt mir voran, Laterne meiner Lüste

Und Sinnbild meiner Sehnſucht nach der letzten Küſte,
Dem ſteinern einſam ruhevollen Ziel.

Zypreſſen ragen dort, die dunkelgrünen, ſteilen
Flammen erſtarrter Kraft, rings um ein ſchwarzes Haus.
Gott Hypnos winkt am Tor: mit einem Traum zu heilen,
Was mir das Leben ſchuf an Wunden mit den Pfeilen,
Der Luſt: der Laſt. Er löſcht die Flamme gütig aus.

Zwei Monate ſpäter war er nicht mehr.

Villa Bardi

# Ludwig Finckh

## Der Tröſter

Es ſind nun zwölf Jahre her, daß Holzamer mein erſtes Gedichtbuch, die „Fraue", in der „Frankfurter Zeitung" als Indianergeheul bezeichnete. Wenn ich darüber auch Beſcheid wußte, ſo ſchmerzte das unbeſonnene Wort, das vor aller Oeffentlichkeit mein Kopfrecken zerſchnitt, doch; es hatte zur Folge, daß ich mir vornahm, niemals über einen jungen Menſchen ein herbes Urteil zu fällen, im übrigen auf die Zähne zu beißen: Dir will ich zeigen, was Indianergeheul iſt.

Inzwiſchen war eine andere Stimme laut geworden. In der „Inſel" war ein Aufſatz erſchienen, der ſich mit denſelben Verſen befaßte und ſie, hätte er ein Schlagwort prägen ſollen, zum wenigſten hätte Lerchengeſang taufen müſſen. Das war Balſam auf die Wunde, und wenn ich die Sache auch beſſer wußte, ſo liebte ich doch die Hand des unbewußten Tröſters. Es war Otto Julius Bierbaum.

Die Geſchichte mit Holzamer löſte ſich ſpäter durch eine Ausſprache in Wohlgefallen auf. Er erinnerte ſich nicht, mein Buch je unter den Händen gehabt zu haben, wohl aber die zwölf Gedichte in dem verdammten rotkarierten Büchelchen, den deutſchen Chan-

ſons, dir mir das Wohlwollen aller guten Leute verſcherzten, und dieſe Probe hatte ihm genügt. Es iſt wahr, ich ſtand ganz gern darin, obwohl ich wie die Fauſt aufs Auge paßte.

Die Geſchichte mit Bierbaum aber hatte traurige Folgen. Ich heulte weiter und wußte nach Art aller jugendlichen Indianer nichts Geſcheiteres zu tun, als meine Produkte dem Balſamträufler vorzuſetzen, der ſie für Lerchengeſang nahm. Drei Jahre lang lagerten meine ſpäteren Erzeugniſſe ruhig und ſicher in Bierbaums Koffer oder bei Verlegern, denen er ſie erfolglos anpries. Dort würden ſie heute noch ſchlummern oder im Nachlaß gefunden werden, wenn ich nicht meine geſchäftlichen Talente zuſammengeriſſen und die Lyrik im Gefolge der Proſa in den Buchverlag hereingeſchleppt hätte. Bierbaum aber, den ich ein halbes Jahr vorher am warmen Kamin in Fieſole heimgeſucht hatte, nahm mich väterlich an der Hand und führte den Unbeholfenen vor das ſtrenge Auge der Welt. In der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte er ſeine Einleitung zu dem Gedichtbuch „Roſen", womit dem Vogel die Schwingen gelöſt waren.

Als einen vornehmen, treuen und opferbereiten Menſchen habe ich Bierbaum gekannt; kein Wunder, daß ich, je beſſer ich hineinſah, ſein H e r z lieben lernte, das männlich und ohne Falſch war. Ich traure um ſein Herz, das ich verehrte.

# Karl Heckel

# Bierbaum als Epikureer

Für den Pſychologen gibt es keinen ſonnigeren Feſttag, als wenn er einem Typus begegnet.

Fahnen heraus! Blumen und Bänder herbei!

Keine Verſchwommenheit, ſondern ein deutliches Gepräge! Scharfe Umriſſenheit..

Es lebe die Klarheit!

Die Welt meint, nur der brutale Willensmenſch mit Scheuklappen vor den Augen, wie die Droſchkengäule, bleibe in ſeiner Bahn. Nur der Fanatiker wirke, wirke ...

Unſinn!

Die geſchloſſene Perſönlichkeit, deren Lebens-Symphonie ſich zielbewußt energiſch auf der Dominante aufbaut, wirkt nachhaltiger, auch wenn ſie, aus Mangel an Borniertheit, nicht immer geradeaus rennt, ſondern ihre Kreiſe erweitert.

Ich will kein Vollbild Bierbaums zeichnen. Den jungen Bierbaum kannte ich nicht, nur den gefeſtigten, in ſich ruhenden reifen Menſchen.

Es wird ſtille um mich, wenn ich an Bierbaum denke. Denn die Suggeſtion, die ich

durch ihn erfuhr, bewirkt noch in ihrem Nachklingen — Seelenruhe.

Gartenstille!

„Die aus dem Garten", nannte man die Schüler Epikurs.

Auch Bierbaum, der Bierbaum der letzten Jahre, war einer: aus dem Garten.

Ein Seelenbeschwichtiger!

Beim Apoll und allen neun Musen, es gibt so viele Arten von Lärm. Und wer die Ohren nicht zumacht, wird nie Musik hören! Und wer die Augen nicht schließt, wird nie ein Bild sehen! Und wer nicht immun wird gegen Mückenstiche und die Infektionen der Tagesgelüste, wird nicht Leid noch Freud in seiner Größe erfahren! Taub, blind, hart gegen das Geräusch, Gewirr und Gegirr der Welt: so nur hört, sieht, fühlt man das Beste!

Das gilt von der Musik des Leids so gut, wie von der Musik der Lust. Denn wie soll einer erfahren was Lust heißt, der unfähig ist zum Leid. Und wie soll einer Leid und Lust erschöpfen, der nur — den Lärm kennt.

Andacht der Freude über dem schwarzen Grund des Leids.

Griechenland!

Andacht der Lebensfreude! Epikur war ihr Priester, ein sonnenbeschienener, ein lichterfüllter Priester.

Ueberhaupt Epikur!

Ach unsere Gelehrten, was fabeln sie nicht alles von Epikur!

Gemma Bierbaum phot.

Im Giardino Boboli in Florenz

Ich ſage euch, das war einer, der verſtand, das Kleine klein zu ſehen, weil er in ſich Großes erlebte. Und wer das Kleine klein ſieht aus ſeiner Höhe, dem ſprießt Heiterkeit aus ſeinem Garten und wächſt Humor an ſeinen Hecken!

Und nicht nur im idylliſchen Garten. Auch heroiſch! Dort wo der Abgrund klafft.

Bierbaum war ein Epikureer. Er wollte nicht nur dem quellenden, fließenden Leben ein Becher ſein, ſondern auch dem üppig ſich geſtaltenden, in Typen ſich verewigenden Leben ein Spiegel.

Und mehr als ein Spiegel!

Ein Aufnahmeapparat, der getreu feſthielt, was in ſein Geſichtsfeld fiel.

Und natürlich mehr als ein photographiſcher Aufnahmeapparat!

Denn er war ein Dichter. Einer der bildet, keiner der redet.

Ueberhaupt kein Redner!

Wer je Bierbaum öffentlich leſen oder reden hörte, der weiß, daß er — kein Redner war. Wer nahe genug zuſchaut, hinhorcht: erſieht und erhört es auch aus ſeinen Werken. Bereden, zureden, überreden, um eine Sache herumreden (in Ulm, um Ulm, um Ulm herum!) und wie viele Zuſammenſtellungen man ſcherzhafterweiſe verſuchen mag, keine trifft auf Bierbaum zu.

Die Dinge ſelbſt reden laſſen, ja das ſtimmt. Aber jedes tendenziöſe, ſentenziöſe Hineinreden fehlt . . .

Eine solche Kunst besticht niemand. Sie befreit . . .!

„Liegt es nicht vor Augen, daß die Natur nichts heißer fordert, als daß wir uns frei machen von Schmerzen, von Furcht und jeglicher Sorge, und in heiterer Ruhe uns geistige Genüsse verschaffen?"

Diese Weisheit des Lukrez, des Muster-Epikureers könnte auch von Bierbaum stammen.

Wie der griechische Philosoph, verlangte auch er die Unberührtheit des Herzens, die Ruhe der Sinne, den Frieden der Seele. Aber nicht nur um der Fröhlichkeit des Gemütes, sondern um seines dichterischen Schaffens willen.

Temperament?

Hoho! wer je Bierbaum in die Augen gesehen, der wird nicht erst nach dem inneren Feuer fragen. Er liebte es, die Armen an Blut spöttisch zu warnen, wenn sie aus ihrer Temperamentlosigkeit eine Tugend machen wollten, er selbst lief gewiß nie Gefahr, das Leben zu verleugnen.

Auf die Ekstase der Nerven kommt es nicht an!

Ueberhaupt, man stürmt mit Bierbaum selten über Berg und Tal, auch wenn er uns weite Reisen vorbildet, sondern sitzt wie Hüon der Gatte im wiegenden Kahn und schaukelt auf leise wogender Flut. Das Meermädchen singt — erfreulicherweise nicht romantisch, sondern modern — und die

weite, bunte, reale Ufer-Welt zieht als Wandeldekoration an uns vorüber.

Zugeſtanden: der Ozean gebärdet ſich dabei durchaus nicht als Ungeheuer. Aber bei Bierbaum war nun einmal Gipfel und Abgrund nie in eins beſchloſſen, ſondern er genoß gleich Epikur „das Glück eines Auges, vor dem das Meer des Daſeins ſtille geworden iſt". — Ich begnüge mich, dieſe eine Seite Bierbaums zu ſehen und danach eine Silhouette zu ſchneiden.

Ich feiere ihn als Halcyonier.

Dankbar! Denn ich bin jedem Menſchen dankbar, der die Freude in der Welt vermehrt. Ich ſchätze es ihm ferner hoch an, daß er das viel malträtierte Flügelroß (non è christiano!) niemals blutig ſpornte und peitſchte wie ein Jockei beim Finiſh. Nie muten Bierbaums Worte forciert an, nie kletterte er auf die letzte Sproſſe der Leiter. Stets ſpendete er wie einer, der ſich nicht ausgibt. Mit leichter Hand aus reichem Schatz. Darin liegt ſeine Grazie. Oder gibt es ein männliches Wort dafür? Darin liegt ſeine Wohlgeratenheit. Und darum Ampeln her und bunte Lampions! Und ein Transparent über die Pforte ſeines Gartens mit den Worten Epikurs:

„Fremdling, hier iſt gut ſein, hier iſt die Luſt das höchſte Gut!"

# Josef Kinkel

## Ein Vortragsabend Bierbaums

Ich hatte es mir zur Aufgabe gemacht, die Dichter der deutschen Moderne dem Mannheimer Publikum durch Vorträge im Kaufmännischen Verein persönlich näher zu bringen. Michael Georg Conrad, der ewig Junge, war schon zum dritten Male bei uns gewesen, Richard Dehmel war ihm gefolgt und als dritter sollte Otto Julius Bierbaum vor das Publikum treten. Die Verhandlungen waren rasch und glatt vonstatten gegangen; der einzige erschwerende Umstand hierbei war die fast ungeheuerlich phantastische Handschrift Bierbaums, die zu entziffern oft Stunden kostete. Als Vortragsthema hatten wir „Aus der modernen Literaturgeschichte“ gewählt. Es sollte ein literarisches Ereignis für unsere Stadt werden; denn Bierbaums Ruhm stand gerade im Zenit. Der Dichter des Stilpe und des Pankratius Graunzer war populärer geworden, als man annehmen durfte; auch von der Bühne herab hatte er ja zu den Mannheimern schon gesprochen. Die Presse hatte auf den Vortrag mit besonderem Nachdruck hingewiesen, so daß ein gefüllter Saal zu erwarten war. Ich hatte

Gemma Bierbaum phot.

## In Siffian

Bierbaum ins Hotel sagen lassen, daß ich ihn um 8 Uhr (um 8½ sollte der Vortrag beginnen) abholen werde; pünktlich fand ich mich ein, in der frohen Hoffnung, den Dichter ebenso erwartungsvoll wie ich selber war, vortragsfertig meiner harrend vorzufinden. Nach einigem Warten teilte mir der Kellner mit, der Herr Doktor befinde sich noch in seinem Zimmer, gebe aber auf wiederholtes Klopfen keine Antwort. Hierdurch etwas beunruhigt, beeilte ich mich, den Dichter selbst aufzusuchen. Auch mir tönte auf wiederholtes Klopfen kein einladendes „Herein" entgegen, so daß ich mich, entgegen allen Anforderungen der Sitte, entschloß, das Gemach unaufgefordert zu betreten. Der Anblick, der sich mir darbot, war im ersten Augenblicke niederschmetternd. In ruhigem, tiefem Schlafe, mit dem Ausdrucke friedlichster Behaglichkeit auf dem glatten, rundlichen Gesicht, lag Otto Julius Bierbaum im Bette. Vom ersten Schrecken schnell mich fassend, klopfte ich ihn zuerst sanft auf Hand und Schulter, und als hierauf nicht die leiseste Reaktion erfolgte, rüttelte ich ihn mit beiden Händen, zugleich mit dem freundlichsten Ton, der mir in diesem Momente zu Gebote stand, ihm in die Ohren rufend: „Aber Herr Bierbaum, es ist ja schon 8 Uhr vorbei." Das half, wenn auch nicht in dem Maße, wie ich gehofft hatte; aber wach war er wenigstens geworden. „Wieviel Uhr haben Sie?" „5 Minuten nach acht."

„Dann haben wir ja noch eine Menge Zeit.“ Und beinahe schien es mir, als mache er Miene wieder in die Kissen zurückzusinken. Aber jetzt kannte ich keine Rücksicht mehr; halb bittend, halb befehlend brachte ich ihn in eine vertikale Lage und war ihm wie eine Kammerjungfer, oder besser gesagt, ein Kammerdiener bei seiner Toilette, von den intimsten Anfängen an, behilflich. Auch Otto Julius Bierbaum machte keine Ausnahme von allen berühmten Männern, „er war kein Held vor seinem Kammerdiener.“

Inzwischen hatte ich jeden Augenblick die Uhr hervorgezogen; es war 5 Minuten nach ¼ geworden und wir waren gerade beim Stiefelanziehen. — Da drunten im Bernhardushof warteten schon 1500 Menschen darauf, daß Punkt 8 Uhr 35 ein deutscher Dichter seine Verbeugung machen und die großen Worte „Meine Damen und Herren“ ins Publikum hineinrufen werde. Ich rief mit angstschweißperlender Stirne unsern Herrgott um das Wunder an, das er dem Josua vor den Mauern Jerichos so freigebig erfüllte; aber die Sonne stand nicht still. Sekunde um Sekunde lief der kleine Zeiger an der Uhr ab. Endlich — die Minuten waren zu Ewigkeiten geworden — stand der Dichter in der Weste da und jetzt gab er das erste Lebenszeichen von sich. „Wollten Sie nicht dem Kellner schellen? Ich möchte zu Abend essen.“ Wie Sisyphus, der beinahe den Stein zu Berg gewälzt und ihn wieder in die Tiefe zurückge-

schleudert sieht, blickte ich den Dichter an. „Ja, ja, ohne vorher gegessen zu haben, kann ich unmöglich sprechen. Einen Tee muß ich unbedingt haben, wenn möglich ein Beefsteak oder Roastbeef." Mechanisch hatte ich die Klingel in Bewegung gesetzt. „Einen Tee," schrie ich den Kellner an, „ein paar weiche Eier und Schinken; in 5 Minuten muß alles da sein." „Aber seien Sie doch nicht so nervös," meinte Bierbaum lächelnd, „wir kommen noch lange recht." Dabei kramte er in seinem Koffer. „Suchen Sie etwas?" „Meine Haarbürste, die muß ich in Frankfurt haben liegen lassen. Ich bin so an die Bürste gewöhnt. Wollten Sie nicht dem Kellner klingeln, daß er mir beim Friseur eine Haarbürste holt?" 10 Minuten noch bis zum Vortrag, und der Mann hat sonst keine Sorge als um eine Haarbürste! Drüben der Friseur hat noch offen, überlege ich; aber bis die Bürste herkommt, vergehen mindestens 10 Minuten. Meine fundamentalsten Moralgrundsätze geraten ins Wanken. „In Mannheim ist der 8-Uhr-Ladenschluß eingeführt," (in Wirklichkeit trat er erst ein Jahr später in Kraft) log ich frech. „Sie können hier nichts mehr kaufen. Nehmen Sie Ihren Kamm, der wird's für heute tun." Ich begreife heute noch nicht, wie Bierbaum bei seinem nicht allzu üppigen Haupthaar auf die Marotte kam, es nur mit der Bürste würdig instand setzen zu können. Langsam vor dem Spiegel bearbeitete er sein Haupt mit dem Kamm, mir dabei ruhig erzählend, daß er um

5 Uhr angekommen, etwas ermüdet gewesen sei und sich durch ein Schläfchen für den Vortrag habe stärken wollen.—„8 Uhr 25.—Da haben wir ja immer noch Zeit, wenn Sie um 8.35 anfangen." Der Kellner erschien mit dem Teebrett; ich warf zwei Stücke Zucker in die Tasse, goß Milch zu, schmierte die Butterbrötchen, zerschnitt den Schinken, klopfte die Eier auf, aß in der Eile und Zerstreuung selber mit; ich schien materiell eins mit ihm geworden zu sein. — Zwei schneidende Schläge von der Kaufhausuhr; — halb 9. Drohend stieg vor meinem Geiste das 1500köpfige Ungeheuer da drunten im Saale auf; meine Kollegen vom Vorstand, die sicher auf glühenden Kohlen saßen. — Und da sitzt dieser Unglücksdichter, schlürft und kaut, und lächelt mich dabei so ruhig und zufrieden an, als ob wir jetzt einen gemütlichen Verdauungsbummel vorhätten. — Das Abendessen war dank meiner Mithilfe aufgezehrt; ohne zu fragen, stülpte ich Bierbaum den Hut auf den Kopf, half ihm in den Mantel und führte ihn zur Treppe. Selten ist mir ein Gebirgsabstieg so lang vorgekommen, als diese zwei Treppen bis zum Portale, wo zum Glück ein Wagen stand. 8.35 hielt dieser am Saal. Unter dem Tore standen zwei Kollegen, welche bei unserem Anblick befreit aufatmend ins Lokal zurück stürzten. Wir sind in Nebenzimmer. „Können wir beginnen?" Das Publikum fängt an unruhig zu werden. „Einen Augenblick noch." Mit der ihm eigenen Seelenruhe

zieht Bierbaum einen Pack Papier hervor, der blattweise numeriert ist. „Da sind mir die Blätter durcheinander geraten," meint er ruhig, setzt sich an den Tisch und ordnet in aller Gemütlichkeit die Nummern des Manuskripts, unbekümmert um das dumpfe Brausen im Saal, das wie eine immer näher kommende Brandung deutlicher und deutlicher in unser Zimmerchen hereindringt. Keines Wortes mächtig umstehen wir ihn, nicht wagend, seine Sammlung zu stören. Endlich erhebt er sich, zieht die Uhr aus der Tasche und hält sie mir vors Gesicht. „8 Uhr 45," sagt er mit einem triumphierenden Blick, „genau das akademische Viertel, wozu haben Sie sich also aufgeregt?" Er tritt gemächlich hinaus aufs Podium, vom Beifall des Publikums empfangen. Ich sinke in meinen reservierten Stuhl. Vom Inhalt des Vortrags habe ich nur noch dunkle Erinnerungen. Er soll nicht gut gewesen sein. Bierbaum sei kein Redner; sehr interessant, den berühmten Dichter kennen zu lernen, meinten die einen. Das sei immer so, große Dichter tragen in der Regel schlecht vor, das sei schon bei Schiller der Fall gewesen, meinten die andern. Natürlich äußerlich ein Achtungserfolg; unser Publikum weiß, was es einem berühmten Mann schuldig ist. Nach dem Vortrag die üblichen Komplimente und Phrasen. Auf meine Frage, ob er noch zu einem Glas Bier oder Wein mitkomme, eine überraschend schnelle Zusage. — Wir saßen in kleiner Runde beisammen; da trat mit einem

Male eine merkwürdige Veränderung ein. Der phlegmatische Mann, der da oben auf dem Katheder so temperamentlos gesprochen hatte, wurde plötzlich ein anderer. Der Dichter, der in den letzten Jahren seines Lebens den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tag gemacht hatte, der nur noch beim Schein der Lampe arbeitete, der seinen ganzen Riesenroman, den Prinzen Kuckuck, in schweigender Nacht draußen vor München in der kleinen Villa in Pasing schrieb; im Glanze des elektrischen Lichtes fing er an, sich gleich einer Nachtblume zu öffnen. Jetzt begann erst der eigentliche Vortrag; ein Stück Literaturgeschichte, die Geschichte Grün-Deutschlands zog da an uns vorüber, knapp umrissen, aber immer den Kern treffend; zuweilen fielen Streif- und Schlaglichter, wie sie eben nur die durch keine Regeln gebundene Konversation erzeugt, herein. Schilderungen moderner Persönlichkeiten, aus kleinen persönlichen Erlebnissen hervorgeholt, wurden in wenigen festen Strichen vor dem Geist gezeichnet. Köstlich projizierte er sie, gleich Lichtbildern, auf die Leinwand, die Kampf- und Geistesgenossen, die Conradi, Conrad, Dehmel (dessen erstes öffentliches Auftreten in München er geradezu köstlich schilderte), Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, Elchinger (von den beiden hielt er überaus viel) u. a. Immer lebhafter, sprühender wurde er in der Unterhaltung. Die Zeit verrann wie im Fluge. Wir waren noch die einzigen im Lokale. Die Stimmung hatte

bald etwas Eigentümliches, faſt Dämoniſches angenommen, ſo eine E. T. A. Hoffmann-Stimmung ins Moderne überſetzt. Es war vier Uhr, als wir ihn langſam ins Hotel begleiteten. Andern Tages wollte er zum Intendanten gehen, um mit ihm wegen der Uraufführung eines Stückes zu ſprechen. Ich glaube, es war Stella und Antonie. Seitdem habe ich ihn nicht wiedergeſehen; das Letzte, was ich von ihm las, war der Prinz Kuckuck. Ich bin, Gott ſei Dank, kein Literatur-Kritiker, ſonſt hätte ich wohl keine Zeit gefunden, dieſes dicke Buch ſo langſam und mit ſoviel Intereſſe zu leſen, als ich es getan habe. Mir ſcheint, dem Buch iſt nicht die Gerechtigkeit widerfahren, die es verdient; ich halte es für den bedeutendſten Roman nicht unſerer Zeit, aber für den bedeutendſten Zeitroman; keiner, der ſpäter eine Kulturgeſchichte unſrer Zeit ſchreibt, wird daran vorübergehen können. Jetzt iſt Bierbaum tot. Er iſt im Zenit geſtorben; mir fallen die Worte aus ſeinem Stilpe ein:

„Ich finde doch, daß ich nicht übel abgehe."

# Thomas Mann

Wer, der den Verſtorbenen gekannt, ergriffe nicht gern die Gelegenheit für Bierbaums perſönliche Liebenswürdigkeit zu zeugen! Ich hatte nicht das Vergnügen, ihm näher zu treten, aber mehrmals war ich mit ihm in einem Geſellſchaftskreiſe zuſammen, der intim genug war, daß Alle Einem zuhören konnten, und natürlich war er es, dem Alle zuhörten. Er plauderte bewunderungswürdig, und ſeine ganze Erſcheinung — das feiſte, originelle Geſicht mit den ſanften und ruhigen Augen und dem beſtimmt gezeichneten Mund voll geſunder Zähne, die gewählte und gute, ein bißchen ins Aeſthetiſierende ſpielende Kleidung, die kleinen, weißen, diskret geſtikulierenden Hände, die klare und ſympathiſche Sprechweiſe: Das alles trug bei zu der Annehmlichkeit und heiteren Behaglichkeit ſeiner Wirkung. Er erzählte zum Beiſpiel von China, denn er hegte eine Literatenſchwäche für dies ſeltſame Land, wo die Literatur ſeit alters eine ſo vorherrſchende Rolle ſpielt, daß ſie alle Würden vergibt, alle Rangordnung beſtimmt. „Vierundzwanzigtauſend Schriftzeichen!“ ſagte er. „Und wer ſie alle zu ſchrei-

Gemma Bierbaum phot.

Sommer 1908 (Siffian)

ben verſteht, wird Generalfeldmarſchall.“ Das kam ſo drollig heraus, daß ich es nicht vergeſſe. — Aber noch beſſer, als auf das Plaudern, verſtand er ſich auf das Zuhören. Nie habe ich jemand mit größerem Genuſſe lauſchen ſehen, als ihn. Ich ſah ihn bei dem Conrad-Bankett in den „Jahreszeiten“, vor Jahr und Tag. Conrad ſprach; und Bierbaum, ihm gegenüber, wußte aus alten Tagen: Jetzt gab es etwas für ihn. Er bettete Wange und Kinn in die hohle Hand, er rückte ſich wohlig zurecht, und ſchon hingen ſeine Augen an des Redners Lippen, um ſie bis zum Ende nicht wieder loszulaſſen, als er plötzlich, mit einem Einfall, ſeine Haltung noch einmal auflöſte. Er griff in die Taſche und zog hervor, was er vergeſſen hatte: eine Zigarre. Eilig zündete er ſie an, um nicht viel zu verſäumen, und kehrte mit ihr in ſeine Andachtsſtellung zurück, zu doppeltem Vergnügen. So war er. Ein Epikureer, welcher dem Leben, der guten Stunde möglichſt viel abgewann. Ich beobachtete ihn im Schauſpielhaus, als Reinhardt dort das „Nachtaſyl“ gab und ganz München ſich an Waßmanns phänomenalem Baron ergötzte. Er lauſchte, während ſich auf ſeiner Miene das irritierte Entzücken malte, das dieſer ſo neue und komiſche menſchliſche Ton jedem Empfänglichen mitteilte. Aber zu gleicher Zeit hatte er den Arm um die Rückenlehne des Seſſels gelegt und ſpielte auch noch mit dem Haarknoten ſeiner Gemma, die neben ihm ſaß. So war er. Gewiß hat

er innig am Leben und an der Kunſt gehangen, und gewiß ſah ſein luſtvolles, fruchtbares Talent noch eine Welt krauſer und bunter Möglichkeiten. Damit iſt es vorbei. Aber es könnte ſein, daß manch ſangbares Lied ſeines Mundes noch lebt, wenn vieles, was uns heute gewichtiger dünkt, vergeſſen iſt.

# Hans von Weber

Wer Otto Julius kannte, der weiß, wie schwer es ist, wenn man über ihn berichten soll und nicht weitschweifig sein darf. Ich gehöre nicht zu seinen intimeren Freunden und selten auch nur waren wir über irgendein Ding gleicher Ansicht. Oft habe ich ihn jahrelang nicht gesehen, dann plötzlich wieder eine Zeitlang fast täglich. Wie gesagt: vom Alkohol bis zum Prinzen Kuckuck — überall gegenteilige Ansichten. Und doch: was man wohl von wenig Menschen unter solchen Umständen würde sagen können, von Bierbaum kann ich es in dankbarem und freundschaftlichem Gedenken aussprechen: ein jedes, aber auch jedes Zusammentreffen mit ihm war mir ein Erlebnis von Wert und ist mir heute noch liebes Erinnerungsgut. Und soll ich davon berichten, was ich mit oder durch ihn genoß, ich wüßte nicht wo anfangen und wo aufhören.

Wir lernten uns an einem Sturmtage kennen, als wir Gründer der Leipziger freien Bühne, der „Literarischen Gesellschaft", Carl Heine (der jetzige Frankfurter Oberregisseur), Franz Adam Beyerlein, Kurt Martens, Wal-

ter Harlan und ich die Gründer des „Pan" in Berlin beſuchten, und mit ihnen den furchtbaren Premieren-Skandal des „Florian Geyer" erlebten. Die abſcheuliche Brutalität, mit der Galerie und erſter Rang im Niederbrüllen eines Dichters wie Hauptmann gewetteifert hatten, laſtete auf der ganzen Geſellſchaft. Denn zu jener Zeit gab es noch Leidenſchaft und Kampf für und wider eine Dichtung, Hauptmann aber war unſer Führer und unſre Hoffnung. — Damals war Bierbaum von einer Friſche und Tatenluſt beſeelt, und in einer Kampfesſtimmung von ſo ſtrahlender Siegesgewißheit, daß unſere junge Begeiſterung für ihn keine Grenzen kannte. Wie ein Fabelweſen erſchien er auch bald weiteren Kreiſen, als die unerhörteſten Geſchichten kurſierten von dem beiſpielloſen Luxus ſeiner neuen Gründung, des „Pan", von tollen Honoraren, Zimmerfluchten in der Redaktion, brennenden Kerzen auf deren Tiſchen uſw. — Heute noch ſpüre ich einen gelinden Ehrfurchtsſchauer beim Anblick der feuerroten Büttenkuverts und der ſtolzen Briefbogen, mit denen dieſes erſte bibliophile Ereignis in die Einfachheit der Sitten unſerer Bücherwelt alarmierend eingriff. Und mit Trauer muß ich deſſen gedenken, was wir alles durch ihn für Schönheit und Freude erlebt hätten, wäre die Verteilung der Glücksgüter auf dieſer Welt eine gerechtere: was alles hätte dieſer Mann, der in jeder Sekunde ſeines Lebens mehr Anregungen und Plä-

ne für herrlichſten äſthetiſchen Genuß gebar, als mancher ſtumpfſinnige Kuponſchneider in ſeinem ganzen Leben, alles ſchaffen können, wenn ihm immer das dumme Geld ſo zur Verfügung geſtanden hätte wie damals und dann nur einmal noch, als er die zweite große deutſche Zeitſchrift, die „Inſel" mit A. W. Heymel und R. A. Schroeder gründete! Noch als er ſchon ausgelitten hatte, kam wie ein letztes Zeichen dafür, wie viel wir an ihm verloren hatten, ein Werk heraus, das ſein Verleger Georg Müller, dieſer prächtige Mann vom Schlage der guten alten deutſchen Verlegerſchule, ihm in freigebigſter Weiſe zu geſtalten die Möglichkeit verſchafft hatte: ſein „Schönes Mädchen von Pao" in dem erſten deutſchen Druck der wundervollen Offizin Joh. Enſchedé en Zonen in Haarlem, die Bierbaum mit der Spürnaſe des Kenners entdeckt hatte. Man muß das Buch geſehen haben und gefühlt, wie der unbeſchreibliche Ueberfluß dieſer Druckerei an alten Schriften dieſem Gourmet des Schönen geradezu die Sinne verwirrt haben muß, ſo daß er eine ganze Reihe von Typen und Ornamenten durcheinander verwandte, um nur ja den neugefundenen Schatz ins rechte Licht zu ſtellen, man muß dies, ſag ich, durchempfunden haben, um mit tiefſtem Schmerze zu begreifen, welche kaiſerliche Freigebigkeit im Ausſtreuen von Köſtlichkeiten ſich in dieſem liebenswürdigen Geliebten der Schönheit entwickelt hätte, wenn er

nicht nur im Kürschner, sondern auch im — Jahrbuch der Millionäre gestanden hätte!

Dann wäre ihm vielleicht auch so manches Bitternis seiner letzten Jahre erspart geblieben und so manche Kränkung, die er tiefer empfand, als es die wert waren, die sie ihm zugefügt hatten.

Weniger vielleicht sein Fanatismus für den alleinseligmachenden — Tee, für den er zu laut und zu oft schwärmte, als daß ich ihm, dem einst so taktfesten Zecher, seine Begeisterung hätte glauben können. — Und als wir einst in der Odeon Bar in München uns darüber stritten, ob er wohl auch bei weniger straffem Bäuchlein und mit festeren Nerven dem Kellermeister mit seinen verlokkenden Erzählungen von duftenden Weinen im Keller widerstehen würde, da kamen wir auf das damals zur Mode gewordene „System" von Müller zu sprechen, das ich ihm als Entfettungsevangelium pries. Schnell begeistert, wie er zuweilen auch für das Absurde war, bewog er mich, ihn darin zu unterrichten und am nächsten Nachmittage schon versuchte er sich in meiner Wohnung in den groteskesten Verrenkungen und behauptete am Schlusse, als er total marode in einem bequemen Sessel saß, allen Ernstes, er spüre schon den Erfolg. Einige Wochen später sandte er mir seine kurz zuvor erschienenen „Stilpe-Komödien" mit folgender Widmung, die als bisher unveröffentlichtes Gedicht meinen kleinen Beitrag beschließen mag:

„An Hans von Weber.

Vom Nacken bis zur Zehe
Vermüllert ganz und gar,
Tut mir mein Korpus wehe,
Es ſchmerzt ein jedes Haar;

Und dennoch muß ich ſagen:
Vortrefflich iſt die Kur
Für Nerven, Muskeln, Magen,
Kurzum — für die Natur.

Drum dank ich dem Berater
Und ſtifte ihm dafür
Aus meinem Flohtheater
Die beiden Poſſen hier.

Otto Julius Bierbaum.

28. 9. 5."

# Richard Elchinger

## Eine Nacht bei O. J. Bierbaum

Unter den Erinnerungen an Otto Julius Bierbaum ist mir eine Nacht, die wir miteinander auf dem Ritten zugebracht haben, unvergeßlich.

Der Dichter kam im Herbst 1908, wie er das einige Male im Jahre tat, seit er von Pasing nach Fiesole gezogen, wieder nach München. Ich hatte ihn zwei Jahre nicht gesehen, und als wir uns abends im Leinfelder, wo er Wohnung genommen, trafen, fiel mir der abgespannte Zustand auf, in dem er sich befand. Wenn ich auch den Umstand, daß Bierbaum von einem Verleger kam, und solche Besuche ein deutsches Poetengemüt immer mit einiger Ernüchterung und Nachdenklichkeit beladen, in Rechnung setzte, so wurde ich doch die Besorgnis nicht wieder los, daß Bierbaum krank sei. Daran änderte auch die ironische Art nichts, mit der Otto Julius die Korrekturbogen, mit denen er beide Manteltaschen vollgestopft hatte, auf den Tisch warf und sich mit den Worten: „Hört denn dieser Wahnsinn nie auf!“ erschöpft auf das Sofa fallen ließ. Es waren die Fahnen zu den Sonderbaren Geschichten, die er mit einiger

Zimmer Bierbaums in Siffian

Unluſt und hauptſächlich um ſeinen kontraktlichen Verpflichtungen nachzukommen, zu Ende ſchrieb. Schnell ſchüttelte er die Müdigkeit, die ihn überfallen, von ſich, machte den Deckel der ſträflich großen Zigarrenkiſte auf und fing zu qualmen und zu kritzeln an. Für den aufrichtig gemeinten Rat, ſtatt dieſer heftigen Brandopfer eine Amphora mit Burgunder der nächtlichen Muſe darzubringen, hatte er nur ein Temperenzler-Lächeln. So empfahl ich mich bald unter lauten Verwünſchungen der Zigarrenkiſte, und von außen noch hörte ich ihn einiges über den Alkohol wettern. Bierbaum muß in dieſer Nacht ſehr viel gearbeitet oder ſehr viel geraucht haben. Um 3 Uhr morgens brannte noch Licht auf ſeinem Zimmer.

Die folgenden Tage brachten die üblichen Viſiten mit ſich, darunter einen Atelierbeſuch bei Stuck, wo wir eine Skizze zu dem herrlichen Frühlingsreigen ſahen, die der Meiſter damals auf der Staffelei hatte. Abends fanden dann die (für Bierbaum) alkoholfreien kurzen Sitzungen in der Torggelſtube, im Bratwurſtglöckl und in dieſer und jener Bar ſtatt. Da ſich das Wetter zuſehends beſſerte, vereinbarten wir für Ende November ein Rendezvous in Südtirol. Bierbaum hatte ſich am Ritten häuslich eingerichtet und ſah es gerne, wenn man ihn in ſeiner Bergeinſamkeit ab und zu ſtörte. Indes konnte man von Bozen aus nicht ohne weiteres in ſeine Höhle gelangen. Erſt ging es mit der Zahn-

radbahn den Ritten hinauf bis Oberbozen und dann mußte man gegen Siffian zu wieder absteigen.

Eine gute Wegstrecke vom Hause kam Otto Julius mir mit seinen beiden Hunden entgegen. Sie zogen wie gute Kameraden den Berg herauf, und ich freute mich über das schöne Bild. Der seltsame Bartschmuck, den Bierbaum damals kultivierte (er war rasiert und nur am Halse trug er einen schmalen Bart), erinnerte etwas an frühe Porträts von Richard Wagner, und da er zudem einen weichen, biedermeierartigen Kragen und einen weiten, im Winde flatternden Mantel bevorzugte, hatte die ganze Erscheinung etwas angenehm Altväterisches. Dabei war aber gar keine Snoberei im Spiel, diese Umformung entsprach vielmehr seiner Sehnsucht nach einem Zeitalter, das, wenn es auch gewiß nicht besser war als das unsere, doch ein gemächlicheres Tempo besaß. Das Haus war schnell erreicht. Ein Stockwerk hoch war es an den Berg gebaut und unterschied sich äußerlich in nichts von den wenigen einzelstehenden Bauernhäusern des kleinen Dorfes, die an die Hänge hin verteilt waren. Um so mehr verwunderte man sich, im Innern einige Stuben anzutreffen, die von wohltemperiertem Geschmack mit einer komfortablen Behaglichkeit eingerichtet waren. In dem mittleren Kabinett stand der Schreibtisch mit dem lächelnden Buddha von weißem Porzellan darauf. Der breite holzgeschnitzte Stuhl zeigte

barocke Formen und war vergoldet. Das war also der Thronsaal, dem Folianten und eingerahmte Stiche das Aroma des 18. Jahrhunderts gaben. Durch das kleine viereckige Fenster, vor dem die Berglandschaft hingebreitet lag, fiel weiches Licht, das milde Schatten warf.

Ueber dem Imbiß war es dunkel geworden. Bierbaum zündete die Kerzen an, und wir ließen uns zum Tee in einem gemütlichen Winkel des Kabinetts nieder. Die Zigarren qualmten, und leicht floß uns die Rede von den Lippen. So schwelgten wir bis tief in den Abend hinein in Gesprächen, die alles berührten, was die Stunde vorübertrug. Von seinen eigenen Plänen sprach der Dichter wenig, er muß sich aber damals mit dem Gedanken getragen haben, einen politischen Roman zu schreiben. Er nannte auch den Titel: König Maul sollte er heißen. Dann kam er auf die zeitgenössische Literatur und die lieben Kollegen vom Parnaß zu reden. Aber ich werde mich hüten, davon etwas zu erzählen. Es ist ja das Recht aller Menschen, sich unverblümt über Abwesende zu äußern. Und in diese, die Erlebnismasse ventilierende Gewohnheit wird etwas Häßliches erst hineingetragen, wenn sich geschwätzige Vermittler finden, die den reinigenden Dampf in andere Stuben leiten.

Bierbaum sprach zwar ohne Bitterkeit, aber es war viel Resignation in seinen Worten. „Nichts hat man mir mehr verübelt," sagte

er, „als daß ich einige Zeit hindurch den Ruf beſaß, gute Geſchäfte mit der Literatur gemacht zu haben. Wie wenig das aber zutrifft, mögen Sie daraus ermeſſen, daß ich allen Ernſtes mit dem Gedanken umgehe, mich für den Preis der Freiheit von irgendwelcher bindenden journaliſtiſchen Tätigkeit auf eine Zweizimmerwohnung in ein ſchön gelegenes Neſt zurückzuziehen und dort zu hauſen und zu ſchreiben, wie ich es als Student getan." Dabei nahm er den Zwicker ab, und ſeine blauen Augen, die bis zuletzt einen merkwürdig lyriſchen, um nicht zu ſagen kindlichen Ausdruck behielten, blickten müde den verfließenden Rauchgebilden ſeiner Zigarre nach. Es entſtand eine Pauſe, eine von denen, die wie ein Verweilen der Gedanken zu zweien iſt. Das Leben dieſes Mannes, den ich knapp vor ſeiner zeitlichen Vollendung kennen gelernt, lag mit einem Male wie in traumhafter Zuſammendrängung vor mir ausgebreitet. Ich ſah ſeine Anfänge, den Aufſtieg und die Mittagshöhe, das kurze Verweilen ſeines Rollwägelchens in fröhlichem Gelände. Dann ſenkte es ſich wieder talabwärts, dem ſchwärzlichen, von Papyrosſtauden umſtandenen See zu, der mit eitel Tinte gefüllt iſt, und an deſſen Ufern ſchon mancher deutſche Dichter in Erſchöpfung umgeſunken . . .

Bierbaum hatte den Zwicker wieder aufgeſetzt. „Nehmen Sie noch," ſagte er, ſchenkte neuen Tee in die Taſſen und ſchob die große Holzſchachtel in die Mitte des Tiſchchens, die

mit Lokum gefüllt war. Mit einem seltsamen, gummiartigen Konfekt, das ihm aus Konstantinopel geschickt worden.

Das Bedürfnis nach Musik schien plötzlich in uns wach zu werden.

„Mit einer Gitarre kann ich leider nicht dienen", sagte Bierbaum, klinkte die Türe zum Nebenzimmer auf und zog sie hinter sich ins Schloß.

Gleich darauf vernahm man ein verworrenes Tosen, das, sich rasch zu schönem Flusse glättend, in eine sanft wiegende Arpeggien-Kette wandelte, aus der sich feierlich die Melodie der Matchitche herausschälte. Kaum waren die letzten Takte verklungen, flatterte ein Impromptu von Chopin auf, in einem unwahrscheinlich beschleunigten Tempo und kurioser Phrasierung, aber so glockenklarer Technik, daß ich voll Bewunderung die Türe aufriß und nicht wenig erstaunte, den Dichter schnaubend über ein Phonola gebeugt zu sehen, indes seine kurzen Beine mit Kraft und Nachdruck die Pedale bearbeiteten. Bis weit in den dämmernden Morgen hinein vergnügten wir uns an dieser geistreichen Musikmaschine und verübten einen märchenhaften Unfug. Denn da die unfehlbarste Technik gleich einem gefangenen Dämon in dem Zauberkasten eingeschlossen war, so konnten Phantasie und Laune sich austoben nach Herzenslust. Die persönliche Auffassung unterschiedlicher Musikstücke feierte Orgien sozusagen, und in dem internen Wettstreit, der Matchitche etwa absonder-

liche Vortragsnuancen abzuliſten, überraſchte Bierbaum immer wieder durch neue Kühnheiten.

Dazu qualmten die Zigarren und füllten die Stube mit Dampf, daß die Flammen der Kerzen wie in Nebeln ſtanden.

Die frommen Siffianer Bauern, die den Ketzer Bierbaum ohnedies auf Schritt und Tritt in einer wenig ſchönen Weiſe beargwohnten, haben den Höllenlärm, den wir dem kleinen viereckigen Fenſter entſtrömen ließen, gewiß in ihrer Weiſe interpretiert. Gegen die Dämmerung erſt geleitete mich Bierbaum in ein kleines, behaglich eingerichtetes Schlafzimmer. Kaum aber hatte ich Anſtalten gemacht, mich niederzulegen, als ich vom Arbeitszimmer her, in dem ſich Bierbaums Bett befand, ſeine Stimme ertönen hörte, und, der Urſache des ſpäten Lärms nachforſchend, in Erfahrung brachte, daß die Lieblingskatze des Meiſters nicht zur Stelle war. Da half nun nichts, wir bekleideten uns wieder einigermaßen und ſuchten mit Kerzen und Laternen die Räume des Hauſes und auch die nächſte Umgebung ab, wo endlich im Holzſchuppen das Tier entdeckt, aber leider noch lange nicht wieder eingefangen war. Die Katze blieb nämlich ruhig ſitzen, und Bierbaum erklärte, das ſie das immer ſo mache, weil ſie genau wiſſe, ſeine Körperfülle erlaube ihm nicht, ſie dort herauszuholen. Von unſeren gemeinſamen ſtrategiſchen Bemühungen ward ſie zuletzt aber doch überliſtet, und

ich hätte mich der Morgenruhe erfreuen können, wenn nebenan nicht jetzt die zahlreichen Hunde zu rumoren begonnen hätten, denen der Dichter Gastfreundschaft gewährte. Der größte von ihnen, Thisbe mit Namen, wußte sich auch Eingang zu verschaffen und bewies mehr Munterkeit, als zu solcher Stunde erwünscht ist . . .

Das Mittagessen fiel an diesem Tage in die Abendstunden. Als es dunkel wurde, brach ich auf. Bierbaum geleitete mich, die Laterne in der Hand, noch ein Stück in den Wald hinein. Beim Wegkreuz am Galgenberg schüttelten wir uns die Hände zum Abschied. — Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

# Hans Brandenburg

## Meine Erinnerungen an Otto Julius Bierbaum

Ich ſehe ihn zwiſchen den beiden über=mannshohen Malvenreihen ſeines Paſin=ger Gartens auf mich zukommen, um mir das Tor zu öffnen; ich ſehe ihn auf dem ge=ſchweiften Seſſel vor ſeinem Schreibtiſch mit dem Blick auf einen großen blühenden Kirſchbaum draußen, in dem ich eine Amſel ſingen höre, inmitten ſeiner Wände und Mö=bel, die ſeine Genießerfreude an Kunſt und allem Schönen atmen; ich ſehe ihn auf klei=ner, geſchloſſener Glasveranda am Teetiſch=chen mir gegenüberſitzen im dämmerigen Widerſchein des jungen Grüns vor den Fen=ſtern, durch das ein warmer Frühlingsre=gen perlt, über ſeiner gewölbten Stirne hängt Hans Thomas lithographiertes Selbſtbild=nis, ſeine klugen blauen Kinderaugen ruhen warm und offen hinter den blanken Gläſern, Frau Gemma tritt in großblumig fließendem Kleide vom Garten herein, reicht mir zwei große, vollerblühte, regennaſſe Kirſchzweige, ſetzt ſich auf einen Korbſtuhl und beugt ſich über eine Handarbeit; ich ſehe ihn, wie er durch Paſings Tannenwälder ſein Rad neben mir herſchiebt; ſehe ihn beim Bocciaſpiel auf dem Kieswege vor ſeinem Hauſe; ſehe ihn im milden Herbſtlicht an den Hängen Süd=

Gemma Bierbaum phot.

## Siffian

tirols mit mir zuſammen Brombeeren pflükken über den flammenden Weinbergen, den bunten Kaſtanienwäldern und Burgruinen des Eiſacktals, während langſam der abendliche Roſenſchein auf den Zacken der Dolomiten erliſcht; ich ſehe ihn im Dunkeln auf gerölligem Pfade zwiſchen den Mauern der Rebhügel mir mit der Laterne vorangehen; ich habe irgendein Lachen von ihm im Ohr, eine gemeinſame Ausgelaſſenheit, eine launige Erzählung, bei der er vor mir ſteht, eine kluge Rede, bei der er mir zur Seite durch freie Luft und ſchönes, offenes Land ſchreitet, und vor den fremden und unverſtändlichen Schatten des Todes ſteht das Bild des lebensvollen Mannes, um ſein Daſein fortzuführen in meinem Innern, das ihn mit den Strömen liebender Erinnerung nährt und für mich unvergänglich macht.

Bereits als fünfzehnjähriger Gymnaſiaſt lernte ich Bierbaum, den Schriftſteller, kennen. Ich kaufte mir mit ſchwer erworbenem und erſpartem Gelde die von ihm herausgegebenen Brettlieder, ſeine „Erlebten Gedichte", „Nemt, Frouwe, diſen Kranz", ein einziges Heft der „Inſel", deſſen Ausſtattung allein mich ſchon zu faſt myſteriöſer Andacht ſtimmte, ſpäterhin ſeinen „Irrgarten"; ich las heimlich nachts bei einer Kerze auf meinem Schülerzimmer den vom Buchhändler zur Anſicht entliehenen Stilpe und Pankrazius Graunzer. Damals ließ ich ein Heftchen eigener Gedichte lithographiſch verviel-

fältigen mit fieberhafter Begierde, ein ſolches Surrogat für den heiß erſehnten, aber noch unerreichbaren Druck in Händen zu haben, und ohne mir in meiner Leidenſchaft Skrupeln zu machen, wie ich das Heftchen bezahlen ſolle. Als aber die Schuld dringend wurde, bat ich in ſcherzhaft-wehleidigen Verſen einen entfernt wohnenden Onkel um Hilfe, der das Geld auch wirklich in einem eingeſchriebenen Briefe poſtlagernd ſchickte. Doch der Wertbrief wäre mir nicht ausgehändigt worden, wenn mich nicht der Poſtdirektor, der Vater eines Klaſſengenoſſen, zufällig gekannt und mir für den Schalterbeamten, unter ſtrengen Ermahnungen zwar, eine Legitimation mitgegeben hätte. Mein Gedichtheftchen aber ſandte ich an eine große Anzahl namhafter Vertreter der älteren, jungen und jüngſten Dichtergeneration und bekam von allen aufmunternde Briefe, nur von Otto Julius Bierbaum keine Zeile. Er hat einmal in einer kleinen Selbſtcharakteriſtik veröffentlicht, er halte ſich für inkompetent, dichtenden Jünglingen und Jungfrauen zu ſagen, ob ſie Talent hätten. Mir war damals ſeine Sprödigkeit ſchmerzlich, und ſie hielt mich für die ganze Folgezeit ab, mich nochmals an ihn zu wenden und ihm meine Bücher zu ſchicken. Er ſelbſt konnte ſich ſpäter nicht mehr auf meinen erſten Annäherungsverſuch beſinnen. Aber als ihm eine Arbeit von mir, die ihm in die Hände gekommen war, gefallen hatte, ſchrieb er an mich und

lud mich ein, ihn in der Paſinger Waldkolonie zu beſuchen.

Das Haus, das Bierbaum gemietet hatte und mehrere Jahre bewohnte, war von der Straße aus kaum zu ſehen, ſo verſteckt lag es mitten im Garten. Seiner Bauart nach eine Villa wie tauſend andere, war es durch ſeinen Bewohner zu einem einzigartigen Tuskulum geworden, das wohl jedem unvergeßlich iſt, der es einmal betreten durfte. Bierbaum hatte es mit ſchönen Dingen aus allen Zeiten und Zonen angefüllt, aber weder als Sammler, der aus ſeinem Hauſe ein Muſeum macht, noch als äſthetiſcher Genüßling, dem die Lebenswerte der Kunſt zur Befriedigung feinſchmeckeriſcher Gelüſte und zur kennermäßigen Pflege einer unfruchtbaren Geſchmackskultur dienen. Die Dinge, die Bierbaum umgaben, bezeichneten den Umfang des Reiches, das er als ganzer Menſch mit Geiſt und Gemüt umſpannte, ja, ſein Geſchmack war eigentliche Spannkraft, und Schönheitsfriede und -ruhe um ihn waren wärme- und lebenſpendend, weil ſie das Ergebnis von Bewegung und Tätigkeit waren. Man ſtrebt heute die Einheitlichkeit eines Wohnraumes durch ſtreng überlegte Zuſammenſtimmung aller räumlichen und farbigen Elemente an, in die ſich ſelbſt die Bilder als genau berechnete dekorative Werte einfügen ſollen. Solche hygieniſche Aeſthetik unſeres äußeren Lebens iſt gewiß eine heilſame Reaktion gegen eine Zeit wilder Wohnungsunkultur und nament-

lich für den wohlhabenden Bürgerstand sehr erziehlich. Auch würde eine so bunte Fülle von Farben, Formen und Stilarten wie die, aus der sich etwa Bierbaums Arbeitszimmer zusammensetzte, selbst unter den Händen heutiger Innenarchitekten, der eigentlichen Geschmackslehrer, zu schreiender Verwirrung, aber bei Bierbaum schloß sie sich zusammen und strömte kräftiges Behagen aus. Die Einheit der harmonischen Persönlichkeit und ihre Gesamtkultur bildeten das Ferment für alle die Einzelheiten. Der große japanische Gott, der mit verschmitzt-gutmütiger Miene auf Nierenornamenten wandelte, die Handzeichnungen Gulbranssons, die Gemälde aus mittelalterlichen deutschen Schulen, die modernen Holzschnitte, die altitalienischen Vedutenkupfer, die impressionistischen Interieurs vertrugen sich ebenso wie die mannigfaltigen Möbel miteinander im Zeichen des Hausherrn, in dem sie nur als die verschiedenartigen Ausstrahlungen eines einzigen genußfrohen Schönheitsgeistes erschienen. Bierbaum brachte von seinen vielen Reisen immer neue Schätze mit, aber sie fügten sich lebendig seinem täglichen Leben ein. Ein Löwenkopf aus schwarzem Marmor, den er in Florenz beim Abbruch eines Hauses im Schutt gefunden hatte, wurde zum Tintenfaß, da sein offener Rachen, aus dem er früher Wasser gespien, solche Verwendung gestattete, in einen gravierten Messingkessel ließ Bierbaum eine Lampe ein, seine Samm-

lung von Büttenpapieren kam immer wieder den Einbänden und Vorsätzen seiner Handbibliothek zugute. Und was nicht nutzbar gemacht wurde, war doch in nächster Nähe zum stillen Genusse da. So in einem anderen Zimmer die schönen Teller an den Wänden, von schlesischer Bauernmalerei, wenn ich mich recht entsinne, und in kleinen Gefäßen die venezianischen Glasperlen greifbar vor einem, daß man sie sich durch die Finger gleiten lassen konnte.

Man wurde von Bierbaum ohne irgendwelche verbindlichen Willkommswendungen empfangen. Dafür machte seine große Forfamilie sehr anhaltende, täppisch-zutrauliche Honneurs. Bierbaums Verzicht darauf, „Sprüche zu machen", ging sogar so weit, daß er in Augenblicken kühl erscheinen konnte. Es belehrte einen aber bald die gleichmäßige, schlichte Wärme im Gespräch eines Besseren, und als er mir einmal schrieb: „Ihr Besuch ist mir stets willkommen", deutete ich seinen Mangel an äußeren Artigkeiten nicht mehr falsch. Er mochte diesen Mangel wohl gelegentlich selbst empfinden. Wenigstens bekannte er mir gleich bei meinem ersten Besuche, er sei früher unglaublich offenherzig und entgegenkommend gewesen, aber die Erfahrungen, die er mit den meisten Menschen gemacht habe, hätten ihn völlig verändert. Die Art und Weise, wie er mich seine Sympathie fühlen ließ, war mir aber wertvoller, als es liebenswürdige und entgegenkom-

mende Verbindlichkeit hätte sein können. Schon die Freude am Jugendlichen, die auf seiner Seite dabei mitsprach, ließ mich von Anfang an gänzlich unbefangen sein. Wie verständnisinnig konnte er über Temperamentssprünge und Uebertreibungen lachen. Im ganzen aber gehörte er zu den Menschen, die, auch im Verkehr, stark mit sich selbst beschäftigt sind. Wenn man kam und ihm gegenüber Platz genommen hatte, fing er meist ohne weiteres an, über einen Gegenstand zu sprechen, der ihn gerade erfüllte, denn er war immer „erfüllt". Auch seinen Arbeiten gehörte er stets mit ganzer Seele, er l e b t e sie und wurde bei seiner oft übergroßen Produktion daher niemals zum Macher. Er sprach sehr gut, seine Unterhaltung war immer geistreich, nie geistreichelnd, er führte sie nie in die Sackgassen des Paradoxen oder ließ sie eigenwillige Kurven von verdächtigem Esprit machen, sondern alle seine Aeußerungen waren von klaräugiger Vernünftigkeit und hatten Beziehungen ins Allgemeine, Zusammenhängende. Dabei waren sie doch farbig und konkret. Sehr ausgesprochen trat aus seinen Reden eine große Toleranz hervor, aber keineswegs als die Folge eines bequemen Laisser faire, laisser aller, sondern als Gerechtigkeit, die einen Grundzug seines Charakters bildete und die er selbst seinen meistgehaßten Feinden widerfahren ließ. Fremden Meinungen gegenüber war er niemals rechthaberisch, sondern im-

mer bereit, die eigenen Grenzen zuzugeſtehen. Ich konnte mich mit den archaiſierenden Neigungen, die ſeinem ſonſt ſo reichen und vielſeitigen Geſchmacke anhafteten, nicht befreunden und nahm Anſtoß daran, daß er, der ehemalige Vorkämpfer moderner Kunſt, als Mann nur noch das längſt Fertige und Abgeſchloſſene goutierte und daß ihm alles Werdende, wie er mir einmal bekannte, verhaßt war. So ſtand er oft genug der von mir leidenſchaftlich geübten Betrachtungsweiſe aus dem Geſichtswinkel des Zukünftigen und neuer Möglichkeiten verſtändnislos gegenüber. Hier war der Punkt, der uns trennte. Und doch hatte das Rückwärtsblickende von Bierbaums Geſchmack nicht die Spur von dem ſterilen Snobismus der meiſten archaiſierenden Tendenzen, die heute auftreten, es lag vielmehr an ſeiner Weſensart, daß ſie ſich in vergangenen Kulturen am heimiſchſten fühlte. Aber er ließ ſich von dieſer Weſensart nie zu einſeitigen und zeitfremden Forderungen hinreißen, es fehlte ihr alles Doktrinäre, und ſeine unverminderte Begeiſterungsfähigkeit, die ſtets von Fall zu Fall entſchied, widerſprach immer wieder der Theorie. Der Mann, der auf die verſchiedenſten Gebiete unſeres heutigen äſthetiſchen Lebens und ihre Entwicklung einen ſo unabſehbaren Einfluß gehabt hat, war auch im Grunde ein zu moderner und elaſtiſcher Menſch, als daß gewiſſe perſönliche Liebhabereien ihm den Blick ernſtlich hätten trüben können.

Groß war Bierbaums Kunſt, im Plaudertone zu erzählen. Dann holte er weit aus, verweilte mit Behagen und ſtieg langſam und mit Lachen in die Pointen. Das Burſchikoſe des deutſchen Studenten, von ſeinen rohen Ingredienzien befreit, hatte ſich bei Bierbaum mit der bewußten Würde und der weitblickenden Reife des Mannes zu einer humorhaften Weltanſchauung von ſonorer Heiterkeit verbunden. Ganze Nachmittage ſprachen wir zuſammen über Liliencron, für den Bierbaum ein ſelbſtloſes und nahezu erſchöpfendes Verſtändnis hatte. Köſtliche Anekdoten wußte er von ihm aus den gemeinſam verlebten Zeiten zu erzählen. Ich halte einige, die mir gerade in Erinnerung ſind, an dieſer Stelle feſt, damit ſie nicht der Vergeſſenheit anheimfallen. Liliencron und Bierbaum fuhren einmal mit Droſchke vor einem Berliner Kunſtſalon vor. Von der Stelle aus, wo der Wagen hielt, war ein Teppich über das Trottoir bis zum Eingang gelegt, und Bierbaum lachte Tränen in der Erinnerung daran, mit welch fürſtlicher Grandezza Liliencron den Läufer betreten hatte, als ſei dieſer eigens zu ſeinem Empfang auf dem Boden ausgebreitet worden. Schon aber wurde Liliencron mit einem Rippenſtoß von dem Teppich wegbefördert, denn es war eine Hofchaiſe angekommen, aus der eine Fürſtin ſtieg. Liliencron machte Front mit tiefgezogenem Hut und bis faſt zur Erde geneigtem Haupt und trat dann mit Bierbaum hinter

Frau Gemma vor dem Hauſe in Siffian

der Fürstin in den Kunstsalon, von Ehrfurcht erfüllt. Aber als die erlauchte Dame drinnen — es war eine Chodowiecki-Ausstellung — immer nur „Reizend! Süß! Allerliebst!“ sagte, erlebte der Fürstendiener eine tiefe Enttäuschung und meinte später mit ernster Miene: „Das war einer Fürstin unwürdig!“ — Es ist bekannt, daß Liliencron in jedem schönen Mädchen eine Prinzessin sah. So erzählte er Bierbaum eines Tages wieder einmal von dem Glück, dessen er sich in den Armen einer wirklichen Prinzessin erfreut habe. Das hätte diesen nicht überrascht, wenn Liliencron nicht die seltsamsten Einzelheiten über die königlichen Lebensallüren seiner hohen Frau hinzugefügt hätte. Er habe mit ihr auf der Terrasse ihres einsam gelegenen Schlosses gestanden. Da sei aus der Ferne ein berittener Kurier herangesprengt, sei gerade vor ihnen abgestiegen und habe der Prinzessin mit tiefer Verbeugung eine Tasche schwer von Banknoten überreicht. Solche Erzählungen waren nach Bierbaums Meinung entweder traumhaft gesteigerte Wirklichkeit, in der eine Villa zum einsamen Schloß und ein Geldbriefträger mit Postanweisung zum berittenen Kurier mit schwerer Banknotentasche wurde, oder sie beruhten auf einer Art Halluzination, denn Liliencron war nach eigenem Geständnis ein „Spökenkieker“, und sein „Poggfred“ allein enthält genügend Beweise dafür, daß er Gesichte hatte, für die in der Realität kaum Anhaltspunkte zu fin-

den ſind, Geſichte, die ſich in einem beſonderen Sinne von dem, was man unter den Viſionen eines Künſtlers verſteht, unterſcheiden. — Liliencron pflegte im Reſtaurant, ſobald ſich der Kellner dem Tiſche näherte, die Unterhaltung merkwürdig zu ändern. Dann fragte er Bierbaum etwa: „Was macht dein Schloß?“ oder: „Reiteſt du noch viel?“ In ein überfülltes Lokal in Hamburg, wo kein Stuhl mehr frei war, trat er mit Bierbaum ein und rief mit lauter Kommandoſtimme: „Platz da! Platz da für den großen teutſchen Tichter Otto Julius Bierbaum!“ Er mochte dort bekannt ſein, und daher kam es, daß er ſeinen Zweck erreichte. Sobald ſie ſaßen, ließ er es ſich nicht nehmen, in ſplendider Gaſtgeberlaune gute Speiſen und Getränke zu beſtellen. Als aber der Zeitpunkt des Zahlens gekommen war, verſchwand er bedeutungsvoll für eine längere Weile, bis Bierbaum die Rechnung beglichen hatte. Und doch war ein ſolches Vorgehen Liliencrons frei von Berechnung und Raffinement, er ſpielte auf dieſelbe Art, wie Kinder ſpielen, die Rolle des Grandſeigneurs, der er im tiefſten Grunde ja auch war, und mit einem heiteren Willen zu glücklichen Selbſttäuſchungen hielt er ſich ſchadlos für das, was ihm das nüchterne Leben vorenthielt. So war es auch wirkliche Generoſität, wenn er Bierbaum in einem Hamburger Hotel nahe bei ſeiner Wohnung einquartierte und ihn bat, ſich dort als ſeinen Gaſt zu fühlen. Der Ho-

telier sei bereits angewiesen, ihm, Liliencron, die Rechnung vorzulegen. Als sie aber dennoch Bierbaum vorgelegt wurde, machte der Besitzer mit einem Lächeln Andeutungen, aus denen hervorging, daß man den „Herrn Baron" von gewissen Seiten genau kannte und ihn zum mindesten als einen Sonderling betrachtete. — Beim Dichten bediente sich Liliencron öfter eines Reimlexikons. Obwohl dies ja wahrlich keine Schande ist, verheimlichte er es doch, wenn ich mich an Bierbaums Erzählung recht erinnere, längere Zeit vor seinem Freunde. Und ich glaube, Bierbaum kam erst hinter das Geheimnis und erhielt ein Geständnis, als Liliencron einmal das prachtvolle Wort „Riesenrisaliten" zum Reim benutzt hatte, was Bierbaum denn doch verdächtig vorkam. Ich hoffe, daß mein Gedächtnis mir im Laufe der Zeit noch manche dieser Geschichten reproduzieren wird. Bierbaum ließ das Bild Liliencrons in den echten Farben des Lebens, d. h. in Gut und Böse, aufleuchten, ohne es für kleine oder große Zwecke und Beweisführungen zu einem Idol umzumodeln und dann als solches heiligzusprechen; er zollte ihm nur die wahre Ehrfurcht als einem Phänomen im Guten und Bösen, zu dessen Maß alle unsere Ellen nicht ausreichen, das unserer Demonstrationen spottet, dessen menschliche Einzelzüge, durch das es sich selber demonstriert, wir aber getreulich aufbewahren müssen, weil sie die Gesamtpersönlichkeit

blitzartig erhellen und sich in ihr zweckvoll-organisch zusammenschließen. Eines Nachmittags sagte Bierbaum, nachdem wir wieder lange von Liliencron gesprochen hatten: „In den wenig angenehmen, aber sehr gesunden Nachtstunden, wo ich in mir selbst herumstochere wie in einem hohlen Zahn, entdecke ich immer wieder, daß der literarische Einfluß, den Liliencron auf mich ausgeübt hat, klein ist im Vergleich zu der geradezu umstürzenden und für alle Zeit richtunggebenden Wirkung, die er als Gesamterscheinung, als Mensch und Künstler, auf mein ganzes inneres Leben hatte." Und den Inhalt dieses Bekenntnisses konnte ich, der so viel Jüngere, mit gleichem Nachdruck für mich selbst in Anspruch nehmen.

Von den literarischen Plänen, die Bierbaum nicht mehr ausgeführt hat, ist einer, den er mir einmal entwickelte, besonders interessant. Wir waren zusammen im Familienbad Lochham gewesen, diesem kleinen Wassertummelplatz für beide Geschlechter, den Lochham als eine sittlich-fortschrittliche Institution vor München voraus hat, wodurch der kleine Vorort auch zu einem Kultur-Vorort geworden ist. Wir hatten dort ein kleines zwölfjähriges Mädchen gesehen, und Bierbaum erzählte mir nun, während er in rohseidener Sommerjoppe neben mir durch die abendlichen Wiesen ging, in denen die Grillen zirpten und die Rehe standen, von seiner Novelle „Tobias Wagenknecht". Er wollte darin einen miß-

gestalteten Menschen schildern, dessen verschmähtes Gefühl sich nur noch dem weiblichen Kindesalter zuwendet. Das wird ihm vollends zum Verhängnis, und er verfällt der Justiz. Ob schuldig oder unschuldig, das ist mir nicht mehr gegenwärtig. Aber auch im letzteren Falle wollte Bierbaum sicherlich den Gefühlstrieb des Tobias Wagenknecht als rein und menschlich schön darstellen und dann dasjenige, was nach dem Kodex der gesellschaftlichen und gesetzlichen Moral nur unmenschlich und verbrecherisch ist, durch das ganz besondere Schicksal des Geächteten motivieren. Ausgeführt hat Bierbaum von dem Plane nichts, abgesehen von zwei Gedichten, die in das Ganze eingeflochten werden sollten und die in der Sammlung „Maultrommel und Flöte" stehen: „Jesus, Licht der schwarzen Nächte" und das Sterbelied mit der wiederkehrenden Zeile: „Komm, Kind-und-Frau, gefühlt und nie gesehn." Dies Sterbelied ist eines der schönsten unter Bierbaums Gedichten und das ergreifendste von allen. Es beweist außerdem, daß Bierbaum den Vorwurf der Tobiasnovelle mehr vertieft hatte als vielleicht jemals irgendeinen anderen.

Ich führte bei Bierbaums auch meine Braut ein, und von den Besuchen, die wir zu zweit in Pasing machten, ist mir am lebhaftesten ein Sonntagnachmittag in Erinnerung. Bierbaum und ich saßen am Gartentisch und rauchten bei einer Tasse Tee unsere Zigarren, während sich Frau Gemma und meine Braut

vor uns auf einer Schaukel ſchwangen. Dann ſpielten wir gemeinſam Boccia, wozu Frau Gemma einen alkoholfreien Apfelwein ſervierte, den auch der Abſtinenzler Bierbaum mittrank, nicht ohne von ſeiner Frau vor einem zweiten Glaſe gewarnt zu werden. Ich verſuchte beim Spielen immer wieder durch Gewalt etwas zu erreichen, warf aber meine Kugel jedesmal weit übers Ziel. Noch höre ich Bierbaums Lachen, mit dem er rief, ſobald ich an die Reihe kam: „Jetzt kommt wieder die rohe Kraft!“

Nach der Rückkehr von ihrer Orientfahrt auf dem Yankeedoodle zeigten Bierbaums uns ihre Reiſephotographien, die Frau Gemma in große Bücher eingeklebt und mit teilweiſe ſcherzhaften italieniſchen Unterſchriften verſehen hatte. Dabei geſtand Bierbaum, daß nach den überwältigenden Eindrücken vor den übermenſchlichen Rieſenmonumenten der ägyptiſchen Kunſt die griechiſche Antike ihn niedlich, ja gipſern und wiederum kleinlich naturaliſtiſch berührt habe. In ſeinem Buche ſagt er über Griechenland nur, daß er es einmal wirklich geſehen haben müſſe, bevor er darüber ſchreiben könne.

Unſer freundſchaftlicher Verkehr wurde jäh abgebrochen, als Bierbaum das Haus in der Waldkolonie aufgab. Er hat es wohl ſpäter bereut, daß er ſich durch ſeinen Nomadendrang ſchließlich auch die einzige Stätte verſcherzt, die ihn, den Unſteten, auf mehrere Jahre feſtgehalten hatte. Er zog vorüberge-

hend — er ſelbſt nannte das immer „für dauernd" — wieder einmal nach Südtirol. Und nur ſeine Einladung, ihn dort zu beſuchen, ſöhnte mich ein klein wenig mit ſeinem Abſchied aus.

Dies war im Jahre 1908. Im Herbſt hielt ich mich in der Schweiz auf und machte die Rückreiſe in weitem Umweg über Bozen, um Bierbaum wiederzuſehen. Von Bozen fuhr ich mit der Rittener Zahnradbahn zwiſchen Weinbergen nach Klobenſtein hinauf. Dort, oder vielmehr in Siffian, nahe bei Klobenſtein, wohnte Bierbaum. Es war ſchwer, ihn zu finden. Keine geregelte Straße führte zu ihm hin, ſondern enge, mit holperigen Steinplatten belegte Steige zwiſchen grün bewachſenen Mäuerchen. Und einer dieſer Pfade glich genau dem anderen. Ich hatte mich endlich zurecht gefragt und ſtand nun vor einem verſteckten und unſcheinbaren Bauernhäuschen, an dem ich ſchon ein paarmal vorbeigelaufen war, ohne es zu ſehen. Die Lage des Häuschens enttäuſchte mich. Ich hatte mir mehr verſprochen, denn Bierbaum ſtand in dem Rufe, mit erſtaunlichem Spürſinn ſtets die entzückendſten Punkte ausfindig zu machen. Aber ich urteilte zu früh und ſollte bald eine große Ueberraſchung erleben.

Frau Gemma empfing mich, wie immer ſtrahlend in Schönheit und ſchlank und fremdartig in ihrem bunt geblümten Hausgewand. Sie führte mich gleich durch das Zimmer, in das ſie mich hatte eintreten laſſen, auf einen

kleinen Balkon hinaus. Da lag unter mir die weiße Dorfkirche Siffians inmitten einer Gruppe von Gehöften, und dahinter tat sich das weite Südtiroler Land auf, tiefe Waldschluchten und herbstlich prangende Höhenzüge, die anstiegen zu den Zinnen der hochgetürmten Dolomiten. Durch die Wiesen, die sich vom Fuße des Hauses abwärts senkten, kam in breitkrempigem Hute, umsprungen von seiner Forfamilie, Bierbaum heraufgestiegen. Er winkte schon von ferne und, wie er näher kam, rief er lachend: „Sie kommen von Fopps?" Ich hatte ihm nämlich eine Ansichtskarte geschickt mit einigen Graubündner Sennhütten, die diesen schönen Namen trugen. Als er ins Zimmer trat, begrüßte er mich herzlicher denn je, legte den Arm um meine Schulter und drückte mir mehrere Male die Hand.

Auch die engen Räume dieser Hütte, wie Bierbaum sein äußerst anspruchsloses Domizil nannte, hatten das Gepräge seines Geistes angenommen. Uebrigens war die Ausschmükkung der Wände wie in Pasing so auch hier zum Teil das Verdienst von Frau Gemma, die mit dem natürlichen sinnlichen Geschmack der Italienerin Stoffe und Vorhänge wählte und anbrachte. Das mittlere Zimmerchen, das zum Balkon führte, war Bierbaums Arbeitsraum; auch sein Bett stand dort, das er, der die Nacht über schrieb, erst gegen Morgen aufsuchte. Linker Hand war das Schlafzimmer seiner Frau, und rechts trat man in einen kleinen Nebenraum, der als Wohnstübchen

eingerichtet war und in dem ſich als neue Akquiſition eine Phonola befand, das Inſtrument, dem Bierbaum im „Schmulius Cäſar" ein großes Loblied geſungen hat. Hier, wo wir abends aßen, hatte Bierbaum zu meinem Empfange ein großes „Auge Gottes" an der Decke anbringen wollen, ein in Tirol geſchnitztes, von einem Strahlendreieck umgebenes Rieſenauge, das dem glotzenden Sehorgan des Rindviehs ähnlich war. Weil Bierbaum nicht die Zeit gefunden hatte, Gottes Willkommsblick über mir aufzuſchlagen, ſo ehrte er meinen Beſuch auf der Phonola. Er ſpielte die Matchitche „in perſönlicher Auffaſſung" — ſo kündigte er an —, um mir die Ausdrucksfähigkeit des Inſtrumentes in ihrem ganzen Umfang vorzuführen. Bald ſäuſelte er im zarteſten Piano, bald tobte er im wildeſten Fortiſſimo; nach einem ſchmelzenden Ritardando der Anfangstakte ließ er einen Donnerſturm — preſtiſſimo — losbrechen, pikante Fermaten überraſchten, kühne, ebenſo unvermutete wie geiſtreiche Wechſel im Tempo und Tonſtärke traten ein, und Bierbaums Beinchen arbeiteten auf den Pedalen und ſein Oberkörper wiegte wie der eines galoppierenden Reiters, bis ihm der Schweiß von der Stirne troff. Ich applaudierte ſtürmiſch, und ernſtere Dinge folgten, meiſt von Frau Gemma, die vor der Matchitche geflüchtet war, vorgetragen, Iſoldes Liebestod und viele Rollen Mozartſcher Muſik. Leider brachte einige Tage ſpäter das Spiel eines Gaſtes, der

Bierbaum an temperamentvoller Wucht noch übertraf, eine auf dem Klavier ſtehende Blumenvaſe zu Fall, das Waſſer ergoß ſich in den Mechanismus, der infolgedeſſen verſchnupft und heiſer wurde.

Sofort bei meinem Empfange hatten mir Bierbaums ihr Befremden darüber ausgedrückt, daß ich meine Braut nicht mitgebracht habe. Sie ſeien der feſten Meinung geweſen, ich habe mich nur allein angemeldet, um ſie zu überraſchen. „Sie muß auch kommen," hieß es; Bierbaum holte ſchon das Kursbuch, um Züge von München nach Bozen nachzuſchlagen. Und am ſelben Abend noch ſchrieb ich ihr in ihre oberbayriſche Sommerfriſche einen Expreßbrief mit Bierbaums Einladung. Leider aber ſollte ihre Ankunft, ſo liebenswürdig veranlaßt und von ihr wie mir gleich freudig erwartet, eine kleine unangenehme Szene heraufführen. Bierbaum hatte mich gefragt, ob ſie wohl ein paar Bücher für ihn mitbringen könne. Das hatte ich natürlich bejaht, und ein Telegramm war an unſern gemeinſamen Verleger abgegangen, mit der Ordre, die betreffenden Bücher an meine Münchener Wohnung zu ſchicken, und ein anderes Telegramm an meine Braut, ſie möge „Sachen" bei mir abholen und mitbringen. Dieſe mißverſtändliche Faſſung des letzteren Telegramms, das außerdem mit meinem Namen unterzeichnet war, hatte meine Braut irregeführt. Ich hatte ſie nämlich ſchon in meinem Briefe gebeten, einiges bei mir abzuho-

len und mitzubringen, und ſie mußte unbedingt glauben, das Telegramm ſollte ſie nur noch einmal daran erinnern. Das Bücherpaket, welches übrigens ſo anſehnlich war, daß ſie es gar nicht hätte ſchleppen können, ließ ſie daher in München, zumal es, wie ſie ſich überzeugte, nichts Wichtiges enthielt, ſondern nur einige belletriſtiſche Neuerſcheinungen. Daß ſich unter den Bänden, die nach ihrer Meinung für mich beſtimmte Rezenſionsexemplare waren, auch ein Kiſtchen Zigarren befand, erſchien ihr freilich merkwürdig, ſie erklärte ſich das zuletzt als ein Verſehen und ließ auch dieſe in München liegen. Bierbaum aber, dem der öſterreichiſche Tabak nicht ſchmeckte, hatte ſich wohl auf die Zigarren noch mehr gefreut wie auf die Bücher, die er freilich auch ſehr erſehnen mochte als eine Unterhaltung in der ländlichen Abgeſchiedenheit. Kurz: daß meine Braut ohne das Paket eintraf, brachte ihn trotz aller Entſchuldigungen und Erklärungen ganz aus der Faſſung, er ſtellte ſich mit ſeinem Krimſtecher an die Balkontüre und betrachtete wortlos die Dolomiten. Er bot dabei die Rückenanſicht, die Gulbranſſon auf dem Einband der Yankeedoodlefahrt klaſſiſch feſtgehalten hat. Wir waren ſehr beſtürzt und um alle Freude gebracht, und Frau Gemma verſuchte krampfhaft, die peinliche Stimmung durch doppelte Liebenswürdigkeit zu verwiſchen. Die Naivität und Faſſonloſigkeit Bierbaums, die ſich in ſeinem Benehmen äußerte, ſehe ich heute

längſt mit Humor an, und jeden Vorwurf mangelnder Selbſtbeherrſchung, den in jenen Augenblicken mein Inneres gegen ihn erhob, hat die Tatſache entkräftet, daß der Mann ſchon damals, und jedenfalls wiſſend, den Todeskeim in ſich trug. Einem ſolchen Helden an Selbſtzucht, der, ein Todgeweihter, Nacht für Nacht beim Werke ſaß und als Menſch und Dichter aller Inſuffizienz zum Trotze Heiterkeit um ſich verbreitete, kreidet man kleine nervöſe Wunderlichkeiten nicht an. Er, der wie ein Kind ſchmollte, ließ ſich auch wie ein Kind verſöhnen. Ich zog ihn zuerſt in eine Unterhaltung und dann zur Phonola, wo er über ſeiner perſönlichen Auffaſſung der Matchitche bald allen Aerger vergaß.

In den wenigen Tagen am Ritten bin ich Bierbaum beſonders nahegetreten. Er ſchenkte mir ſoviel Vertrauen, daß er mir in die intimſten Epochen ſeines Lebens Einblick gewährte. Seine Bekenntniſſe endigte er mit der rührend komiſchen Selbſtkritik: „Sie glauben gar nicht, wie dumm ich noch bis zu meinem vierzigſten Jahre war, geradezu blödſinnig dumm!“ Ich ſelbſt zog aus der Beichte, die er einem Jugendlichen über ſeine eigene Jugend ablegte, eine ganz andere Schlußfolgerung. Gerade die Erlebniſſe, die vom Dichter Bierbaum mit humorvollem Lächeln behandelt worden waren, einem Lächeln, das den Klatſch zum Grinſen veranlaßte, hatten ihm, dem Menſchen, tiefe Wunden geſchlagen. Wie hat nicht überhaupt der Klatſch das

Bild Bierbaums entstellt, jener besonders unter Literaten verbreitete Klatsch, der eine ganz einzige Giftmischung darstellt aus Neid, persönlichem Gekränktsein, unbefriedigtem Ehrgeiz, boshafter Kolportage und einer Zungenfertigkeit, die nur nach dem Schein urteilt und die tieferen Gründe und Zusammenhänge schwatzhaft übergeht. Dem kollegialen Eifer inferiorer Geister wird durch den Mißbrauch des großen Machtmittels „Presse" bis in die Nekrologe Vorschub geleistet.

Auch viele lustige Erzählungen hörte ich in Tirol aus Bierbaums Munde. Eine Geschichte aus seiner Militärzeit, die er später gelegentlich des Jubiläums der Universität Leipzig in seinen Erinnerungen an jene Stadt veröffentlichte, hat er mir viel reizvoller vorgetragen. Ich kann sie fast wörtlich wiedergeben. „Wir wurden ausgebildet von einem alten Feldwebel, der den Krieg mitgemacht hatte," so erzählte Bierbaum. „Eines Tages sagte er im Unterricht zu uns Einjährigen, unter merklicher Verlegenheit (Bierbaum ließ ihn köstlich im sächsischen Dialekt sprechen): Sie sind ja gebildete Menschen, Sie wissen also, was es mit der Religion auf sich hat. Der Soldat ist selbstverständlich religiös. Denn wenn man sein Leben in die Schanze schlägt, so will man doch wissen, wofür man es tut. Nun haben wir das Kommando: Helm ab zum Gebet! Dabei hat es seine Schwierigkeit, daß alle den Helm möglichst gleichzeitig wieder aufsetzen. Denn der eine betet langsam, der andere betet

ſchnell. Deshalb habe ich ſchon ſeit Jahren eingeführt, daß man bis dreißig zählt!"

Im Zuſammenhang mit dieſem Beiſpiel einer merkwürdigen Religionsauffaſſung ſprach Bierbaum viel von der Südtiroler Pfaffenherrſchaft. Er hatte den dortigen bigotten Katholizismus bereits früher während ſeiner Eppaner Zeit genauer kennen gelernt und war längſt dahinter gekommen, daß man in dem ſchönen Lande nur wohnen kann, wenn man ſein Ketzertum verbirgt. Schon in Eppan machte er der Kirche kleine Stiftungen in Geſtalt von Bildern und ähnlichem. Dies brachte ihm das Lob eines intelligenten Jeſuitenpaters ein, der ihn einmal anſprach und ihm bekannte, wie ungern ſie im allgemeinen andersgläubige Fremde duldeten. „Denn", ſo ſagte der Jeſuit, „die Tiroler müſſen in ſtrenger Kirchenzucht gehalten werden, ſie ſind von Natur die ſchlechteſten Menſchen und haben z. B. in den Bauernkriegen an Roheit alle anderen Aufſtändiſchen überboten." Der kluge Mann bedachte nicht, wie gerade unter der Geiſtesknute die ſtarken Triebe verderben. Zwar ſingt und fenſterlt man nicht im Süden Tirols, und die Mädchen ſind platt wie Bretter, aber von ſchrecklichen Perverſionen des natürlichen Gefühls, die dort vorkommen, wußte Bierbaum manches zu berichten. Daß das fromme Volk ebenfalls die „andersgläubigen Fremden" ſcheut, das hatte er auch erlebt. Einmal war er mit einem Freunde und deſſen Frau, die aus Paris kam

und dort ihre Toiletten anfertigen ließ, in ein Bauernhaus gegangen; und die Bäuerin hatte ſpäter aus allen Räumen, in denen die Pariſerin geweſen war, mit Weihrauch und Weihwaſſer die böſen Geiſter vertrieben. Trotz ſolcher Ungeheuerlichkeiten hatte Bierbaum viel Sinn für das ſpezifiſch Katholiſche der Bevölkerung und er ſchrieb einmal ein Feuilleton über die Bozener Fronleichnamsprozeſſion, das die Kraft der Maſſengefühle würdigte, welche der Katholizismus zu entfeſſeln weiß. Daraufhin bekam er den Beſuch eines Geiſtlichen, der ihn für reif zur Bekehrung hielt und deshalb ſeinen Uebertritt zur alleinſeligmachenden Kirche veranlaſſen wollte. Das war freilich ein Mißverſtändnis, doch hätte den Geiſtlichen ſicher die Empörung gefreut, die Bierbaum gegenüber den rationaliſtiſchen Eingriffen in die chriſtkatholiſchen Gefühle empfand, zu denen ſich gewiſſe Sommerreiſende bemüßigt ſehen. So hatte einmal in der Rittenbahn ein ſächſiſcher Landsmann neben ihm einen Bittgang, den man des trokkenen Wetters halber draußen durch die Felder veranſtaltete, mit ſchallender Stimme „als gottverfluchten Unſinn" bezeichnet. „Darum regnet es doch nicht. Da muß ich doch die Leute mal ein bißchen aufklären." Bierbaum wies ihn energiſch zurecht. Er ſei Gaſt in dieſem Lande und er ſolle ſich nur davor hüten, daß ihn die Bauern nicht verprügelten. Der Sachſe ſtieg gleichwohl während des Aufenthalts an Station Oberbozen aus und predigte

dort einigen Teilnehmern des Bittgangs Vernunft, ohne allerdings in seiner Sprache verstanden zu werden. Als sich der Zug Bozen näherte, sagte der Sachse, der nicht mehr den Mut hatte, sich direkt an Bierbaum zu wenden, vor sich hin: „Wo steigt man denn da wohl aus?“ Bierbaum antwortete nicht, aber nachdem der Mann bei dem Versuch, zum Wagenführer vorzugehen, in dem abschüssig fahrenden Coupé der Länge nach hingefallen war, sagte Bierbaum recht schadenfroh: „Das kommt davon!“ Die Toleranz, die Bierbaum in Tirol übte, brachte ihm wenig Dank ein. Die Klobensteiner versuchten sogar, ihm sein Dienstmädchen abspenstig zu machen, indem sie dem guten Ding schreckliche Ketzergeschichten erzählten und es veranlaßten, sich einmal heimlich des Morgens an Bierbaums Bett zu schleichen, dann werde sie an seinen Schuhen sehen, daß er, wie jeder Ketzer, einen Pferdefuß habe. Das Mädchen tat dies wirklich, da sie aber den Pferdefuß nicht bemerkte, glaubte sie nichts mehr von all dem Gerede, sondern wurde ganz Partei ihrer ketzerischen Herrschaft.

So abergläubisch und geistig unterjocht das Volk nun zwar ist, das am Ritten wohnt, so unzerstörbar ist doch seine Kraft, die, in einen engen Anschauungs- und Gefühlskreis gedrängt, sich hier durch die inbrünstige, gesammelte Ausübung einer religiösen Schnitzkunst schadlos hält. Die Kruzifixe an den Feldrainen sind noch Zeugen der schaffenden Phanta-

ſie, die ſeit älteſten Zeiten ihre Nahrung zog aus dem herrlichen Lande, das ſich unter Bierbaums Fenſtern ausbreitete. Noch leuchtet im Abendſchein König Laurins Roſengarten, noch ſahen wir tief im Tal die Ruine der Burg, wo der letzte Minneſänger, Oswald von Wolkenſtein, einäugig von ſeinen wilden Fahrten und Abenteuern zurückgekehrt, in langen Wintern beim Rauſchen des Wildbachs einſame Zwieſprache mit Gott hielt. Und in Bierbaum lebten alle die Tiroler Sagen und Märchen wieder auf, deren Wiege dieſes Land am Ritten iſt. Wenige Schritte von ſeinem Hauſe entfernt, wölbte ſich ein ſchöner Hügel wie eine Frauenbruſt. Dort ſollen ſeit den Zeiten der Römer Hinrichtungen ſtattgefunden haben. Und von dem Spuk der Gehenkten erzählte Bierbaum viel. Wenn wir den Galgenberg hinter uns hatten, kamen wir an eine Schlucht, die tief bis zum Eiſack abfiel. Oben auf der jähen Wand haben früher die Rieſen geſeſſen und ſich die Fiſche aus dem Fluß drunten heraufgeangelt, wobei ſie Ochſen als Köder benutzten. Uns zu Füßen lag an der Schlucht die älteſte Burgruine Tirols, deren Inneres Bierbaum für völlig unzugänglich hielt. Ich bin mit meiner Braut aber doch über das Gemäuer geklettert in die verfallenen Höfe, wir ſahen durch die Scharten der bröckelnden Fenſter die Wand der Rieſen aufragen, hörten das Waſſer in der Tiefe toſen, und als wir mit Mühe den Weg ins Freie zurückgefunden hatten, floß das rot-

goldene Licht des Abends über den Raſenhang, bettete ſich glühend in die vergilbten Kronen der Edelkaſtanien und ließ im warmen Schatten die Früchte roſtbraun aus den zerſprungenen Schalen blinken, daß unſer Sammeleifer in der verſchollenen Stille von der Dämmerung ertappt wurde.

Noch ſtehe ich im Geiſte mit Bierbaum an den Hängen Südtirols. Er weiſt über das Land, das ihm von allen im weiteſten Sinne deutſchen Ländern das ſchönſte dünkte. In der Tiefe ſchäumen die Farben des Herbſtes über Weinberge, Wälder und Hügel bis in die dunkelnden Falten des lieblichen Geländes, das in ſanftem Schwunge verweilt und ſich mit Dörfern und Schlöſſern krönt. Aber hinter der lieblichen Verſunkenheit der Täler und hinter den Wellen des üppig begnadeten Bodens ſteigen die Türme des Latemar und des Schlern zum Himmel, fremde, phantaſtiſche Gralsburgen. Nur die Starrheit des Schlern iſt gemildert durch den weichen Samtglanz ſeiner Felſen, und rechts, ganz fern, erheben ein paar Berge von ſüdlicher Art ihren lila ſchmelzenden Lockruf nach Italien.

Bald wurde das Wetter fröſtelnd und herbſtlich. Bierbaums fuhren für einige Tage nach Trient, und wir wollten zu Fuß hinab nach Bozen wandern, um dort die ſcheidende Wärme noch einmal zu erreichen. Am Bahnhof von Klobenſtein haben wir Bierbaum zum letzten Male geſehen.

## Dr. Artur Landsberger

Lieber Otto Julius Bierbaum!

Wie viele ſolcher Briefe habe ich, ſeitdem Sie von uns gingen, ſchon an Sie geſchrieben. Es war mir zur Gewohnheit geworden, daß ich mit allen Sorgen meines Herzens zu Ihnen kam. Immer fand ich Verſtändnis; auch wenn Sie eigener Kummer drückte; immer waren Sie hilfsbereit.

Dank der ſeltenen Gabe, die Schmerzen, an denen andere litten, mitzufühlen, als wenn es die eigenen wären, dank des Unkomplizierten, Graden, Schlichten Ihres Menſchen ſtrömte von Ihnen jene behagliche Wärme aus, hatte man in Ihrer Nähe das beruhigende Gefühl: hier biſt du geborgen.

Sie ſelbſt belachten jene Unnatur und Geſpreiztheit, jene eitle Empfindlichkeit „berühmter" Männer, denen es in ihrer hyperäſthetiſcher Empfindſamkeit wie ein Verbrechen gegen den modernen Geiſt der Zeit erſchien, daß Sie in allem, was Sie taten, dachten, ſchrieben, Sie ſelbſt blieben und Menſch waren κατ' ἐξοχήν.

In memoriam Otto Julius Bierbaums! Nicht mühſam zuſammengeholter Begebenheiten bedarf's, um Ihnen und andern zu

zeigen, was für ein prachtvoller Mensch Sie waren. Erinnern Sie sich unseres letzten Zusammenseins? Sie waren einige Tage in Berlin gewesen und wollten mit dem Nachtzug nach Dresden zurück. Wir hatten stundenlang in Vorsatzpapieren gekramt, die Sie in Italien zusammengestöbert hatten und für die Sie nun — wie gern taten Sie das! — die Bücher suchten, deren Inhalt zu diesen Papieren paßte. Nie ist mir die Subtilität, die Zartheit und Feinheit Ihres ästhetischen Empfindens deutlicher, wirksamer, innerlicher erschienen als wenn Sie sich dieser mit Leidenschaft betriebenen Beschäftigung hingaben.

Eine ältliche Dame war bei mir erschienen, um einen Beitrag für ein Kinderheim zu erbitten; erst als sie sich zum Gehen wandte, merkten Sie etwas von dem Vorgang, sahen ganz zerstreut von Ihren Papieren auf und fragten: „Wie? was? Wozu soll das sein?" Die Dame setzte Ihnen in längerer Rede den guten Zweck der Sammlung auseinander, Sie zogen Ihre Börse aus der Tasche, schütteten sämtliche Gold- und Silbermünzen auf den Tisch, zählten, stellten fest, daß es 64 Mark und einige Pfennige waren, zogen erst 8 Mark 50 für die Reise nach Dresden, 1 Mark für den Kofferträger, 1 Mark 50 für den Wagen ab, legten 3 Mark in Reserve und überließen der überraschten Dame den Rest von 50 Mark für ihre armen und bedürftigen Kinder.

Im Anſchluß daran erzählten Sie eine ganze Reihe entzückender Kindergeſchichten, und als wir im Laufe der Unterhaltung auf die drei uns liebſten Dinge dieſer Welt zu ſprechen kamen, bezeichneten Sie als dieſe nach kurzer Ueberlegung: Goethe, Kinder und junge Hunde.

Als ich es für meine Pflicht hielt, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß es ſich bei dieſem Kinderheim ausnahmslos um jüdiſche Kinder handle, ſahen Sie mich an, als verſtänden Sie nicht recht, was ich damit ſagen wollte, und wir kamen dadurch auf das Problem der Judenfrage zu ſprechen.

Sie erklärten ziemlich leidenſchaftlich: es ſei leider unſtreitbar, daß die Juden noch heute manche Urſache hätten, unzufrieden zu ſein und ſich ungerecht behandelt zu fühlen. Es ſei daher durchaus begreiflich, wenn der eine oder andere ſich mehr als Jude denn als Deutſcher fühle. Die Urſachen hierfür in Deutſchland wegzuräumen, erſcheine Ihnen für einen Deutſchen wichtiger als ſich mit dem zu befaſſen, was man ſo allgemein die Löſung der Judenfrage nenne. Solche exiſtiere für Sie nicht. Heine ſei für Sie ein Deutſcher und kein Jude geweſen; nüanciert vielleicht durch ſein jüdiſches Blut.

Und erinnern Sie ſich noch: als die Dame — die bisher gegen alle Andersgläubigen voreingenommen war, an dieſem Nachmittage aber gründlich umlernte — ſich zum Gehen wandte, da fiel Ihnen plötzlich etwas

ein und Sie riefen sie hastig zurück: „Sagen Sie, ist das Kinderheim auch für uneheliche Kinder?“ fragten Sie.

Die Dame wurde verlegen und auf ihrem Gesichte stand die Besorgnis, sie müsse, sagte sie die Wahrheit, das Geld wieder herausgeben. Sie überlegte lange, griff in die Tasche, zog das Geld heraus, trat vor Sie hin, sah beschämt zur Erde und flüsterte mehr als sie sprach:

„Entschuldigen Sie, daß ich es nicht gleich gesagt habe; aber wir nehmen auch die unglücklichen Kinder, die keinen Vater haben.“

Otto Julius, Sie strahlten!

„Leihen Sie mir 20 Mark, Doktor,“ sagten Sie; „ich schicke sie Ihnen morgen aus Dresden! — Hier! . . .“ und Sie gaben ihr das Geld — „das ist speziell für die armen Würmer, die keinen Vater haben.“ —

Ein paar Stunden später reichten Sie mir aus Ihrem Coupé heraus die Hand — zum letzten Male!

Ich bin Ihnen treu geblieben, Otto Julius,

Ihr Artur Landsberger.

Weihnacht 1911 im Riesengebirge.

# Gustav Werner Peters

## Frühling 1909

Das erstemal saß ich ihm in einem vornehmen Leipziger Hotel gegenüber. Er sah aus wie ein kleiner dicklicher Kaplan — ein wenig wehmütig und ein wenig mokant. Er bestellte Tee und Käsekuchen und verschluckte dabei medizinische Pillen mit Todesverachtung.

Wir sprachen über seinen „Musenkrieg", den wir Freien Studenten zum Universitätsjubiläum aufführen wollten, und indem er redete, erglänzten seine Züge, seine Bewegungen wurden elegant und graziös — der Geist des Rokoko übte seinen ewigen Zauber aus; Bierbaum war in seinem Element.

Dabei verfielen wir in ein Gespräch über Alt-Leipzig, wo ja der „Musenkrieg" spielt, und der Dichter wurde immer wärmer. „Leipzig — ja, das ist noch Charakter und Poesie! Ich habe überall und nirgends gelebt; aber in Leipzig sollte man sich niederlassen. Es tut mir beinahe leid, daß ich jetzt in Dresden wohne."

Leipziger Romane wurden berührt — die „Phrasen" und der „Adam Mensch" von Hermann Conradi; und da geriet er in eine

weihevolle Stimung: „Ich bewundere ihn. — Denken Sie sich: ich war in Leipzig Korpsstudent, habe gesoffen und gebummelt. Und währenddes lebten Hartleben und Conradi in derselben Stadt, bauten ihre Evangelien aus."

Nachher wollte er einen Gang durch Leipzig mit mir machen (die „Musenkrieg"-Angelegenheit war bald erledigt); wir schritten über den Roßplatz, die Peters- und Grimmaische Straße entlang — und dabei schwärmte er von seiner Jugend in dieser guten alten Stadt.

„Wo ist der Prinz Kuckuck eigentlich abgestiegen", fragte ich. „Hier, im „Russischen Hof". Ei, das war damals ein Lokal! — Und hier gegenüber stand das Restaurant meines Vaters. Ja, das ist nun alles anders geworden", und dabei zündete er sich schon wieder eine von seinen schwarzbraunen Zigarren an. „Die Studenten sind weniger forsch und die Mädel weniger hübsch. Sehn Sie nur — es ist ein wahrer Jammer!"

Schließlich endeten wir in einem exklusiven Weinlokal in der Katharinenstraße. Und ich erinnere mich, daß wir da gerade über die Stefan George-Jünger schimpften, und Bierbaum behauptete, „diesen Leuten müßte er doch eigentlich ein Brechmittel sein". Wein durfte er nun allerdings nicht trinken; aber er hielt mich energisch dazu an, indem er fortfuhr aus der Jugendzeit zu erzählen.

„Dies ist historischer Boden. Hier habe ich

später hundertmal mit Hartleben gesessen. Aber damals kannte ich Selterswasser noch nicht. Tempora mutantur."

*

Und dann korrespondierten wir über die „Musenkrieg"-Uraufführung. Ich erhielt seine dicken riesigen Pergamentbriefbogen — „kurfürstliches Papier" —, zusammengefaltet, mit großen Siegeln verschlossen, mit chinesischer Tusche beschrieben. Aber wie! Kaum einer konnte das entziffern; geschwitzt haben wir oft vor Anstrengung und Angst. Manchmal war das braune Papier auch gelb, manchmal das rote Siegel grün. Doch immer vornehm — geschmackvoll. Wie schließlich der ganze Mensch Bierbaum der geschmackvollste und kulturreichste gewesen ist, den ich kennen gelernt habe.

*

Er kam wieder. Wir sprachen wieder über das lustige Leipzig und den ernsten Conradi — über Liliencron, der kurz vorher hier gewesen: „Wissen Sie, daß er sich jetzt einen Frack anzieht, wenn er zu Hause seine grünen Bohnen ißt?" — Er klagte aber auch über Einsamkeit, über Nervosität, Schlaflosigkeit.

„Lassen Sie nur . . . solange man noch arbeiten kann! . . . Wenn Sie wüßten, was ich noch arbeiten will! Gott, was hat man früher gebummelt; und jetzt möchte man alles nachholen." „Wie ist es denn mit Ihrem Napoleon-Drama?" Er zuckte die Achseln, und

begann mit um so größerem Eifer von unserem Drama zu sprechen: dem „Musenkrieg". — Und wir arbeiteten und probten monatelang; Dekorationen, Kostüme wurden neu besorgt. Wir rührten gewaltig die Reklametrommel: wir wußten, daß wir die Presse von halb Deutschland und Oesterreich auf dem Halse haben würden. Denn der Name Bierbaum „zog" — auch sein frischer goldiger Geist übte einen unüberwindlichen Zauber aus!

*

Im Mai sprach man in Leipzig von nichts anderem als vom „Musenkrieg". Die grünen Plakate mit der Goldschrift gellten durch die Straßen. Wir Studenten waren schon fieberkrank. Bierbaum kam zur Generalprobe von Dresden herüber, er kam mit einer beneidenswerten Ruhe und Gemütlichkeit in seiner Droschke „angezuckelt".

„Ach, wissen Sie: Leipzig — so im Mai!"

Ich wollte davon nichts hören; ich wollte ihn zur Probe schleppen.

„Lassen Sie nur. Wir setzen uns erst mal bei „Felsche" nieder und dann gehen wir in unser altes Weinlokal. — Ja, ja, Leipzig — du schöne Lindenstadt!"

*

Auf der Probe, die er mit ernster gespannter Miene betrat, fiel er vor Entsetzen beinahe auf den Rücken.

„Das ist doch kein Rokoko-Spiel. Haben

denn dieſe Kerle Holz in den Gliedern? Um Gottes willen."

Wir beruhigten ihn, tröſteten: „Auf der Generalprobe klappt nie etwas."

„Aendern Sie das Menuett. Schauderhaft."

Er ſprang ſelbſt auf die Bühne und kommandierte. Er ſtand mitten unter den Spielenden; das Orcheſter intonierte:

„Leipzig, die ſchöne Stadt,
Berühmt durch Wiſſenſchaft und Handel . . ."

Da erglänzten wieder ſeine gutmütigen Züge; er ſtieg in den Saal: „Ja, es iſt anders, als ich mir gedacht habe. Aber es iſt doch ſchön."

Hinterher aßen wir alle zuſammen Abendbrot; Bierbaum trank Selterswaſſer: Die Studenten amüſierten ſich darüber. Und er lächelte — ſchämte ſich vielleicht ein wenig: „Das iſt der Lauf der Welt." —

Ein paar Auserleſene folgten der Einladung unſeres Malers, der die Dekorationen entworfen hatte, zu einer „Nachſitzung" in ſeiner ſchönen geſchmackvollen Wohnung. Wir ſaßen um einen großen runden Tiſch und lauſchten dem Dichter, der wieder einmal mit ſeiner alten unerreichten Kunſt erzählte. Mit ruhiger, etwas heiſerer und doch wohlklingender Stimme — von ſeinen Vorfahren, die — glaube ich — Hofkuchenbäcker geweſen ſind, von ſeinen eigenen Erlebniſſen am ſächſiſchen Hofe und von Sachſen überhaupt, das ſchon ſo manches Hiſtörchen geliefert.

In dieſer Stunde haben wir alle, wie wir

da saßen, Bierbaum liebgewonnen. Diese Güte und Herzlichkeit, diese Einfachheit und diese Tiefe im Denken und Empfinden, die man ihm ja immer noch streitig machen will!

Unten jedoch auf der Straße, im Morgengrauen, überkam ihn ein Frösteln:

„Ich bin ein unglücklicher Mensch. Ich möchte schlafen und muß nun ruhelos arbeiten. Es ist etwas Unheimliches beginnen zu müssen, wenn alle anderen aufhören."

*

Und der große Tag der Aufführung kam. Der Saal im Kristall-Palast war mit einer festlichen Menge gefüllt. Die Aufführung klappte, wie Dilettanten-Aufführungen eben klappen können. Der Beifall war groß.

Bierbaum, der geschworen hatte, die Bühne nicht zu betreten, erschien bereits nach dem ersten Akte mit einer würdigen Miene — in seinem Biedermeierrocke — vor der Rampe.

In der Pause empfing er die Abordnung seines Korps. Große, elegante Kerle, zu denen der kleine „Kaplan" sehr väterlich war. Er schien ganz Freude, ganz Stolz, ganz Dankbarkeit. Der Enthusiasmus der Zuschauer steigerte sich von Akt zu Akt; der Dichter erschien wieder und wieder auf der Bühne, empfing Blumen, Händedrucke, Hochrufe.

Ich glaube, es ist sein letzter großer Tag gewesen, und es ist schön, daß nichts seine Freude getrübt hat! — Beim Festmahle saß er am Kopfe der Ta-

fel; feierliche Reden wurden gehalten. Der Dichter dankte in einer echten Bierbaum-Rede (er hatte nämlich vergessen, in welcher Vereinigung er sich befand) — ja, es gab überhaupt manche Spötteleien: des hölzernen „Rokoko"-Spiels wegen; aber die Worte waren doch herzlich, ehrlich erfreut. Wir haben's alle herausgefühlt! —

Die ganze Nacht sind wir zusammengeblieben; wir haben uns photographieren lassen und haben wieder von Leipzig und Hermann Conradi gesprochen. Heute will mir das wechselnde Nebeneinander der galanten Kaufmannsstadt mit dem früh dahingerafften Conradi für Bierbaum sonderbar zukunftbedeutend erscheinen!

*

Auf dem Heimwege wurde der Dichter kleinlaut; er ging für sich allein, grübelte: „Ja, die Kritiken."

Es war schon fast Tag; ein wunderschöner Maienmorgen stieg herauf, die Vögel zwitscherten, die jungen grünen Blätter raschelten — er sah das alles nicht. Er mußte wohl auch noch arbeiten, ob er gleich so müde war.

„Es ist etwas Unheimliches beginnen zu müssen, wenn alle anderen aufhören."

*

Und die Kritiken waren (wie das heute mal so Mode) schlecht. Sie lobten den feinen graziösen Geist des „Musenkriegs"; aber ta-

delten die Muſik, die Bierbaum nicht geſchrieben hatte. So war es am Ende doch ein trüber Tag geworden. Wir fühlten uns nach den Anſtrengungen wie zerſchlagen; in der Kaſſe hatten wir überdies ein beträchtliches Defizit.

Als wir in Bierbaums Hotel Tee tranken, waren wir ſehr kleinlaut. Aber der Dichter war immer noch dankbar, ſcherzte ein paarmal; und doch — ſein letzter großer Tag war ja geweſen! . . .

## Carl Schüddekopf

# Aus dem Vorwort zum Goethe-Kalender für 1911

Zum ersten Mal geht der Goethe-Kalender in diesem Herbst ohne die Mitarbeit seines Begründers in die Welt; nur fünf Jahre hindurch konnte Otto Julius Bierbaum seinen Lieblingsgedanken, dem deutschen Volke seinen größten Dichter im täglichen Verkehr nahe zu bringen, verwirklichen. Noch kurz vor Weihnachten hatten wir an seinem neuen Wohnort eine Besprechung mit dem befreundeten Verleger, in der er für die kommenden Jahrgänge frisch und hoffnungsvoll neue, weit ausschauende Pläne aufstellte, — sechs Wochen später, am 1. Februar dieses Jahres, war der beredte Mund, der noch so vieles zu sagen hatte, auf immer verstummt.

Was Bierbaum für unsre Literatur und das geistige Leben der beiden letzten Jahrzehnte als Gesamterscheinung bedeutet, soll hier nicht erörtert werden, wohl aber ziemt es sich, ihm an dieser Stelle, vor einer von ihm versammelten Gemeinde von Goethefreunden, ein kurzes Wort dankbaren Gedenkens nachzurufen. Denn um alle, die ihren Goethe lieben, hat er ein unbestreitbares Verdienst. Mit der untrüglichen Witterung für

literarische Strömungen, die ihn immer auszeichnete, erkannte Bierbaum, daß bald nach der Wende des Jahrhunderts die Zeit für einen volkstümlichen Goethe im edelsten Sinne gekommen sei, und mit dem sicheren Instinkt für das Erreichbare und Wirksame wußte er diesen Gedanken in die Gestalt eines Kalenders zu kleiden. Zwar fehlte es nicht an früheren Versuchen, Goethe aus der Enge der zünftigen Werkstatt herauszuführen, die Ergebnisse großangelegter biographischer Schilderungen, umfassender kritischer Ausgaben und unermüdlicher Kleinarbeit einem weiteren Publikum zugänglich zu machen, aber sie boten keine regelmäßige, immer wiederkehrende Gelegenheit, den ganzen Menschen und Dichter in allen seinen Eigenheiten zu betrachten, ihn von allen Seiten zu beleuchten und so von dieser gewaltigen Totalität ein Bild zu geben.

Und gerade hierfür war Bierbaum der rechte Mann. Sein Anpassungsvermögen, das schnelle und energische Erfassen des Wesentlichen in jeder Erscheinung, die Vielseitigkeit seiner menschlichen und literarischen Interessen — diese Eigenschaften, die der πολύτροπος ἀνήρ in hervorragendem Maße besaß, sind auch unserm Goethe-Kalender zu Gute gekommen. Im scharfen Gegensatz zu manchen, die nur einen Goethe nach ihrer Façon anerkennen, oder ihn als immer wirksames Aushängeschild führen, ist er vorurteilsfrei und zu lernen bereit ihm genaht,

Bierbaums Arbeitszimmer in Dresden

ſtets beſtrebt, ſich einen weiten Blick für alle Erſcheinungsformen Goethiſchen Weſens zu wahren. Er ſuchte nicht die Gegenſätze zwiſchen einem jungen und einem alternden Dichter, zwiſchen klaſſiſchen und romantiſchen Strömungen, ſondern die Summe ſeiner Exiſtenz zu erfaſſen, wenn es auch nicht ausgeſchloſſen blieb, daß ihm unter andern die Schönheiten der „Natürlichen Tochter" erſt ſpät aufgingen, oder die kampfesfrohen Frankfurter Jahre und die „Zahmen Xenien" ihm, dem viel Befehdeten, beſonders ſympathiſch waren.

So wußte er ſich ein ganz perſönliches Verhältnis zu ſeinem Heros zu ſchaffen, und es iſt nicht zu viel geſagt, daß ihm in mancher ſchweren Stunde ſeines an Wirrniſſen reichen Lebens dieſer geprüfte Kenner des menſchlichen Herzens ein wahrer Troſt, ſeine Werke ein ſtilles Erbauungsbuch geweſen ſind. Gerade die letzten Schriften Bierbaums, ſeine „Yankeedoodle-Fahrt" und die Neuausgabe von Sternes „Empfindſamer Reiſe" legen davon beredtes Zeugnis ab. Auch darum ſoll ihm die Arbeit, die er an Goethe geleiſtet hat, unvergeſſen bleiben!

# Fritz Droop

## Dur und Moll

Als es in Deutschland wieder Mode geworden war, daß Dichter und Schriftsteller von einer Großstadt zur andern zogen, um ihre eigenen Werke vorzutragen, nahm auch der „Commis voyageur en lyrique" Detlev von Liliencron ein Rundreisebillett. In Barmen hatte man damals die „Literarische Gesellschaft" gegründet, und der Dichter des „Poggfred" war der erste, um den sich die neue Gemeinde — am 17. Dezember 1904 — versammelte. Am Tage darauf lernte ich Liliencron im engsten Kreise persönlich kennen; nur Walter Bloem, Hans Brandenburg, Will Vesper, der Maler Wiethüchter und ein paar Herren der Gesellschaft waren zugegen, und es herrschte bald ein vertraulicher, herzlicher Ton. Daß sich das Gespräch auch einmal recht lebhaft um die deutsche Literatur drehte, versteht sich von selbst, und je tiefer die erörterten Probleme waren, destomehr wuchs Liliencron über seine Umgebung hinaus. Besonders gern weilten seine Gedanken bei Otto Julius Bierbaum, dessen warmherziges Eintreten für Boecklin, Fritz von Uhde, Franz

Stuck und Hans Thoma der Dichter mit begeisterten Worten rühmte. Natürlich kam auch der beliebte Herr Philister aufs Tapet und wurde nach Gebühr „gefeiert". Trotz der unendlichen Jugendkraft, die immer noch aus seinen Augen strahlte, war Liliencron damals schon zu tolerant, um nicht schließlich auch den Philister zu begreifen; zudem hatte ihn seine Menschenkenntnis zu dem Grundsatz geführt, daß man in der Gesellschaft stets maskiert gehen müsse, und so tadelte er an Bierbaum scherzhaft die jugendliche Unfähigkeit, Antipathien zu verbergen.

In der Tat ließ Otto Julius in seinem Grimm gegen Philisteria keine Gelegenheit unbenutzt, gegen dieses Prinzip des behaglichen und gleichzeitig hemmenden Beharrens zu kämpfen. Er haßte die griesgrämigen Sauertöpfe von Misanthropen, die immer mit fürchterlichem Ernst und würdevoller Miene einherwandeln und sich über jedes fröhliche Gesicht ärgern, das ihnen auf der Straße begegnet. Und doch ist nichts erquikkender, tröstlicher im Leben, als die Heiterkeit eines sonnigen Menschenherzens. „Die Freude macht Kraft!" so lautet das Bekenntnis des Sehers in der „Vernarrten Prinzeß", und auch Liliencron wäre lange vor der Zeit an Gelbsucht gestorben, wenn er nicht so herzhaft zu lachen verstanden hätte. Bierbaum wußte, daß es keinen besseren Arzt auf der Welt und keinen zuverlässigeren Führer durchs Leben gebe als den Humor und die

Lebensfreude, und die unernſten Erzeugniſſe ſpielender Laune, die er uns in ſo reichem Maße ſchenkte, ſollten weiter gar keinen Zweck haben, als daß ſie mit demſelben Vergnügen geleſen ſein wollten, mit dem ſie geſchrieben worden waren. Muß man denn immer nur die ungeheuren Laſten wälzen, aus denen die Welt der deutſchen Gedankenſtrenge ſich zuſammentürmt? Iſt nicht Goethe ſelbſt auf den Jahrmarkt zu Plundersweiler gegangen, um ſich ein Gegengewicht zu ſchaffen im ernſten Streben nach den olympiſchen Höhen? Allerdings hat Bierbaum niemals ernſtlich daran gedacht, den deutſchen Philiſter zu unterhalten; er wußte wohl, daß er gerade ſo gut in den Zoologiſchen Garten hätte gehen können, um das Nilpferd zu kitzeln.

Daß eine unendliche Freudenfülle von ſeinem Verkehr ausging, hatte er mit Liliencron gemein, für den denn auch keiner — ausgenommen Michael Georg Conrad — ſo tapfer in die Breſche geſprungen iſt, wie er.

Wer ſich für andre nicht erhitzen kann,
Der iſt vielleicht ein kluger Mann:
Er wahrt ſein Feuer
Und wärmt ſich *ſeine* Hände dran.
Mir war bei ſolcher Klugheit nie geheuer.
Ein rechtes Herz brennt unklug lichterloh.
Und ſeine Flamme ſieht ſich ſchöner an,
Als der Bedachtheit glimmend naſſes Stroh.

Mit dieser Widmung sandte er mir drei Tage vor seiner Erkrankung sein Essaybuch über Liliencron, das unwiderlegbar beweist, wie Bierbaum 20 Jahre hindurch für seinen Freund mit blanker Waffe kämpfte. Ein zuversichtliches Jauchzen der Seele tönt auch durch seine Briefe, die in ihrer sonnigen, kraftstrotzenden Art immer belebend wirkten, es war — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — eine gewisse Uebertragung von Mut und Lust darin. Künstler, die solche Wirkungen auslösen, haben eine Bedeutung selbst über die Höhe ihrer persönlichen Kunst hinaus. Sie sind gleichsam Mehrer des geistigen Reiches ihrer Nation an frischer Kraft, denn sie sind Erwecker der Kraft auch bei andern.

„Von der Elbe zur Radaune,
Grüß' und wünsch' ich gute Laune!"

so schließt sein ganz in Versen gehaltener Brief vom 26. November 09. Gute Laune und fröhliche Arbeit, so wollte er's haben, und so hielten wir's mit ihm. Ich muß immer wieder an jene ergötzliche Tragikomödie denken, in deren belustigenden Mittelpunkt der gute Amor — es ist schon etwa fünfzehn Jahre her — meinen Freund und Theologen Hans gestellt hatte. Um sich bei der Uebersetzung aus dem Alten Testament schadlos zu halten, hatte er so lange „lieb geäugt", bis er sich in eine junge Schöne aus dem 20. Jahrhundert verliebt hatte. Unangebrachtermaßen war es aber die Herzensdame

eines anderen, und so beschloß Hans kurzerhand, sich nach Möglichkeit mittels einer Haubitze, jedenfalls aber auf geheimnisvolle Weise aus dem Wege zu räumen. Korrekt, wie er sich immer hatte, teilte er mir seinen Entschluß mit, setzte mich zu seinem Gesamterben ein und bat mich um eine stille Träne. Indessen war mir der Besitz seines Gummikragens und der waschbaren Blechkrawatte, die er unter seinem härenen Gewande verbarg, zu wenig verlockend, als daß ich den Verlust, den sein Tod der Wissenschaft bringen mußte, leichten Herzens hätte verschmerzen können. Ich schlug ihm deshalb vor, sich der Hose der Trübsal ungesäumt zu entledigen und das Hemd unglücklicher Liebe mit kühnem Schwunge von seiner sterblichen Hülle zu entfernen. Dazu als Lektüre Bierbaums „Studentenbeichten" und als kategorischen Imperativ das Bibelwort: „Nimm und lies!" — Nach drei Tagen kam eine unleserliche Bierkarte; aber die wenigen Worte, die zu entziffern waren, genügten mir: „Es lebe das Leben! Bierbaum Heil und Hurra!"

Bierbaums letzte Jahre waren von ununterbrochener, rastloser Arbeit erfüllt, und wenn wir sein gesamtes Schaffen überschauen, so stehen wir vor dem Bilde eines Dichters, der sich zu Tode gearbeitet hat. Um so schmerzlicher berührt es, und es ist eine bittere Anklage gegen das deutsche Publikum, daß Bierbaum bei aller Emsigkeit seine Frau

und seine Mutter gänzlich mittellos zurücklassen mußte. Darum war mein leitender Gedanke bei der Herausgabe der „Reifen Früchte vom Bierbaum" in Reclams Universalbibliothek einzig und allein der Wunsch, immer weitere Kreise für den Dichter zu interessieren, und ich bin optimistisch genug, auf die Dankbarkeit des Publikums zu bauen, ungeachtet derjenigen, die Bücher nur lesen, um über einen Dichter mitreden zu können und nach Opferung der 40 Pfennige genug für sich und ihn getan zu haben glauben.

Trotz der unendlich vielen Pläne, die ihn immer beschäftigten, vernachlässigte Bierbaum seine Freunde nie, wenn es galt, ihnen mit gutem Rat beizustehen. Als ich ihm im November vorigen Jahres von meiner Idee erzählte, eine Sammlung von Freiheitsliedern mit einem einleitenden Essay herauszugeben, riet er entschieden davon ab. „Meiner Meinung nach", so schrieb er mir unter dem 1. Dezember 1909, „würde viel mehr Aussicht auf Erfolg haben und auch viel interessanter sein eine Sammlung erotischer Gedichte, die unter dem Titel „Buch der Liebe" erscheinen könnte und wofür leicht ein Verleger gefunden werden würde. Die Zusammenstellung hat freilich ihre großen Schwierigkeiten, da man selbstverständlich alles Pornographische ausschließen, aber auch darauf Bedacht nehmen müßte, daß Staatsanwälte von minderer Intelligenz nicht im-

mer genau zwiſchen erotiſcher Kunſt und Pornographie zu unterſcheiden verſtehen. Auch iſt eine ſehr große Kenntnis der Literatur aller Zeiten und Nationen vorauszuſetzen, denn eine derartige Sammlung müßte unbedingt international ſein. Wenn es gelänge, ungefähr alle Meiſterwerke erotiſcher Verskunſt zuſammen zu tragen von den alten Indern und Chineſen über das hohe Lied Salomonis hinweg bis zu Max Dauthendey, ſo würde ſich ein wundervolles Werk ergeben, an das ſich kein Staatsanwalt wagen würde und das gewiß allen beſſeren Menſchen ſehr willkommen wäre. Ich bin gern bereit, mich daran zu beteiligen, doch müßte mindeſtens ein Jahr Zeit für die Arbeit ſein."

So war Bierbaum immer bereit, zu raten und zu helfen; nie verzagt und ſtets mit der fröhlichen Zuverſicht glücklichen Gelingens. Wen man auch ſprach von allen, die ihn kannten, jeder war entzückt von ſeinem offenen Weſen, jeder liebte ſeine friſche, ſonnige Art. Keiner aber hat ihm das mit mehr Liebe und Dankbarkeit bekundet als Liliencron, mit dem er ſo vieles gemeinſam hatte. Sonne und Leben wollten ſie ſpenden und mußten es beide erfahren, wie man ſie mit ſchönen Worten pries, um hinterher ihre Werke aus der Leihbibliothek holen zu laſſen.

Darum meine ich: ein paar Glacéhandſchuhe weniger und dafür einen Bierbaum mehr ins Haus!

Ludwig Bab
Berlin phot.

1909

## Heinrich Franz Bachmair

# Meine Erinnerungen an Otto Julius Bierbaum

Es ist schon mehrere Jahre her, daß ich zum ersten Male von Otto Julius Bierbaum hörte. Es war auf einem Spaziergang, als mein Vater ihn grüßte. Ich sah natürlich nach einer ganz anderen Richtung und erblickte einen würdigen weißbehaarten Herren mit seiner nicht viel jüngeren Gattin. „Irgend so ein Romanschreiber" dachte ich mir; denn als Knabe stellte ich mir einen „Schriftsteller" nie anders vor, denn als einen freundlich lächelnden weißbehaarten Herrn. Vielleicht war daran die fragliche Güte der von mir in ungeheuren Massen vertilgten „Schriften für die reifere männliche Jugend" schuld. Später hörte oder las ich irgendwo, daß es neben den anerkannten alten Herren noch jüngere „überspannte Dichter" gäbe, und daß auch Bierbaum zu ihnen gehöre. Als ich aber nach kurzer Zeit in der väterlichen Apotheke zu Pasing den Dichter wirklich kennen lernte und mich mit einem sehr liebenswürdigen Herrn, der wider alles Erwarten den werdenden Jüngling gar nicht „von oben herab behandelte", ein wenig unterhalten durfte,

da fühlte ich mich moraliſch verpflichtet, meine ſonderbare Anſicht über ihn zu revidieren, und der ſitzengebliebene Pennäler hatte nichts eiliger zu tun, als ſich von ſeinem geringen Taſchengelde die „Studentenbeichten" anzuſchaffen. Dieſe beiden Bücher vor allem brachten mir die erſte Kunde von der modernen Literatur, mit der ich mich nun ſo intenſiv beſchäftigte, daß ich darob nicht nur meine Studien, ſondern auch noch das vernachläſſigte, was in jenen Jahren ſonſt das Allerwichtigſte iſt: die „erſte Liebe". Aber ich ſoll ja weniger von mir, als vielmehr in erſter Linie von Otto Julius Bierbaum berichten. Alſo: Die „Erlebten Gedichte", die ich bald darauf bei irgend einem Münchener Antiquar aufſtöberte, machten auf mich den denkbar ſtärkſten Eindruck. Ich ſtand hier einer Kunſt gegenüber, zu der es von meinen, mitunter gern geleſenen, Leſebuchgedichten keine greifbare Brücke gab. Das Buch war lange Zeit meine einzige Lektüre. „Traum durch die Dämmerung" und noch ſo manche andere Verſe las ich mir in einem ſtillen Parkwinkel immer und immer wieder vor.

Im Juli 1907 war es, als ich das erſte Mal Otto Julius Bierbaums Paſinger Wohnung betrat. Die Hausnummer „dreizehn" hing verwegen an einem Baume, am Zaun verkündete ein großes Meſſingſchild mit zierlichen Kurſiv-Verſalien den Namen des Beſitzers. Mein Bruder im ſchwarzen

Gehrock und mit der roten „Absolvia"-Mütze, ich einen von der „berühmten Köchin aus der schönen Stadt Florenz" telephonisch bestellten Topf Liebigs Fleischextrakt in der Hand haltend, so hielten wir Einzug. Schon die vielen Bilder, bunte und schwarz-weiße, die den Flur schmückten, verkündeten, daß hier ein Kenner und Liebhaber schöner Dinge wohne. Vollends das Arbeitszimmer des Dichters war es, was meine Sinne und Gedanken noch lange beschäftigte. Bücher, Bilder und andere Köstlichkeiten, aus den verschiedensten Zeiten und Ländern zusammengetragen, waren von dem feinen Geschmack ihres Besitzers zu einem Ganzen vereinigt, das nicht das geringste mit der beängstigenden Fülle eines „Raritätenkabinetts" gemein hatte. Im Gegenteil, es war behaglich hier, behaglicher als in manchem „stilgerecht" eingerichteten Raume, wo ein forcierter Komfort beinahe zur Schikane wird. Behaglichkeit, die liebte er, der Arbiter elegantiarum. Das sagten schon der große Schreibtisch mit dem bequemen Sessel, das Biedermeier-kanapee von gewaltigen Dimensionen (vielleicht ist jenes Möbelstück wirklich nicht so groß, als es mir von damals her in Erinnerung ist), nicht zuletzt die vielleicht etwas grotesk anmutende Hauskleidung Bierbaums. Vielleicht interessiert es, wie der Meßner von der Gleifkapelle — der aufmerksame Leser wird jenem auch noch an anderen Stellen dieses Buches begegnen — den

Dichter charakterisierte. Eine kleine Wanderung durch den Eppan im Herbst 1910 führte mich auch zum Schloß Englar (Bierbaums Schloß!) und auf den nahen Gleifen. Der alte Meßner der kleinen Kapelle, den ich nach seinen Begegnungen mit Otto Julius Bierbaum befragte, kramte so manche Erinnerung aus seinem Gedächtnis aus. Auf einmal war er still. Er konnte sich einer Begebenheit, die er mir noch durchaus erzählen wollte, nicht mehr entsinnen. Nachdenklich sog er an seiner Pfeife, schließlich kam es zwischen seinen wenigen Zähnen hervor: „A kamotter Kampl is er scho gwen." — Damals, bei meinem Besuche, freilich wußte ich noch nicht viel über den Dichter. Der „Stilpe", den er mir lieh (und den ich zu Hause heimlich verschlang), und der „Irrgarten der Liebe", den er in einem Luxus-Exemplar meinem Bruder dedizierte, „zur Erinnerung an das glücklich bestandene Absolutorium und Otto Julius Bierbaum", diese beiden Bücher und nach ihnen fast alle übrigen offenbarten mir immer mehr Seiten dieser so ungewöhnlich reichen Persönlichkeit.

Nach seiner Mittelmeerfahrt sah ich Otto Julius Bierbaum zum letzten Male. Er kam manchen Abend zu uns in die Apotheke und erzählte dann von Konstantinopel, Syrien und Aegypten. Sein Gesichtsausdruck erschien mir damals etwas müde. Aber je länger er sprach, desto mehr gewann er an Frische zurück. Bald darauf hörte ich zu

Hauſe, daß der Dichter nach Dresden verzogen ſei, wo er einige Aerzte zu Rate ziehen wolle. Meine Hoffnung, ihn wieder in Paſing begrüßen zu dürfen, war vergebens.

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolſtadt

Princeton University Library
32101 071956096

| DATE ISSUED | DATE DUE |
| --- | --- |
| APR 16 | MAY 14 '58 |

Princeton University Library
32101 071956096

Princeton University Library
32101 071956096